

Neue Deutsche Hefte

**Beiträge zur europäischen Gegenwart
mit den »Kritischen Blättern«**

INHALT

Franz Tümler Besuch in der alten Heimat · **Peter Stutzke** Gedichte · **Ernst Michel** Das Alter als Lebensstufe · **Rudolf Hartung** Über Dummheit, Klugheit und Glück · **Walter Heist** Léon Bloy – Das christliche Monstrum · **Felix Gamillscheg** Deutsche Universitäten XIII: Die Karl-Ferdinand-Universität in Prag · **Joachim H. Knoll** Werk und Methode des Historikers Erich Eyck · **Hilde Spiel** Das Britische Museum · **R. H.** Herbstliche Notizen · **J. G.** Soll's sein, so sei's – ohn' Dichten · **U. B.** Bibliographie amerikanischer und englischer Zeitschriften · **Buchbesprechungen**

Heft 64

NOV. 1959

VERLAGSORT GÜTERSLOH

SIGBERT MOHN VERLAG

NEUE DEUTSCHE HEFTE

Herausgegeben von Joachim Günther und Rudolf Hartung

Heft 64 – November 1959

Franz Tumler: Besuch in der alten Heimat	673
Peter Stutzke: Gedichte	686
Ernst Michel: Das Alter als Lebensstufe	690
Rudolf Hartung: Über Dummheit, Klugheit und Glück	705
Walter Heist: Léon Bloy – Das christliche Monstrum	706
Felix Gamillscheg: Deutsche Universitäten XIII Die Karl-Ferdinand-Universität in Prag	722

BLICK IN DIE ZEIT

Joachim H. Knoll: Werk und Methode des Historikers Erich Eyck . . .	729
Hilde Spiel: Das Britische Museum	736

KRITISCHE BLÄTTER

R. H.: Herbstliche Notizen	741
Rainer Gruenter: Paul Celan/Sprachgitter	743
Albert Arnold Scholl: Kurt Sigel/Traum und Speise	744
Karl Krolow: Wolfgang Weyrauch/Expeditionen Rolf Schroers/Auf den Spuren der Zeit	746
Dieter Hoffmann: Gustav Sack/Die drei Reiter	747
Rudolf Hartung: Anna Seghers/Die Entscheidung	748
Gunar Ortlepp: Siegfried Lenz/Brot und Spiele	750
Franz Tumler: Martin Kessel/Die Schwester des Don Quijote Martin Kessel: Eskapaden	752
Walter Lennig: Henry de Montherlant/Tiermenschen	754
Reinhard Baumgart: Rafael Sánchez-Ferlosio/Abenteuer und Wanderungen des Alfanhui	755
Hans Daiber: Virginia Woolf/Die Wellen	756
Hans Magnus Enzensberger: Jack Kerouac/Unterwegs	758
Walther Schürenberg: Claude Simon/Der Wind	759
Hedwig Rohde: R. C. Hutchinson/Der neunte März	761
Joachim Günther: Ernst Jünger/An der Zeitmauer	762
J. v. Kempfski: Hellmuth Petriconi/Das Reich des Untergangs	765
Kurt Ihlenfeld: Gerhard Ebeling/Das Wesen des christlichen Glaubens Carl Linfert: Nikolaus Pevsner/Europäische Architektur Jürgen Joedicke/Geschichte der modernen Architektur	766
Hans Kricheldorf: Karl Günter Simon/Das Absurde lacht sich tot . . .	769
Hans Jürgen Meinerts: Walter Widmer/Fug und Unfug des Übersetzens	770

FORUM

J. G.: Soll's sein, so sei's – ohn' Dichten	771
U. B.: Bibliographie amerikanischer und englischer Zeitschriften	774
Notizen	776

Die „Neuen Deutschen Hefte“ erscheinen monatlich. Preis je Heft im Abonnement 3,- DM (zuzüglich Zustellgebühr); einzeln 3,50 DM; für Studenten im Abonnement 2,50 DM. Redaktion: Joachim Günther, Berlin-Lankwitz, Kindelbergweg 7; und Dr. Rudolf Hartung, Berlin-Lichterfelde-West, Geibelstraße 4. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Rückporto ist beizufügen. Unverlangt eingehende Bücher können nicht zurückgesandt werden. Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh. Umschlag S. Kortemeier. Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh. Die „Neuen Deutschen Hefte“ können durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden. Printed in Germany

Die Littorina ist ein Dieseltriebwagen, langgestreckt und gelbbraun; auf ihrem Stirnfenster kleben hingeklatscht die Mücken und Falter und die weißen Häute der Apfelblüten. Darunter auf einer verchromten Leiste blitzt das Wort „Breda“. Die Übergabe von Breda – der Ort liegt in der Vergangenheit. Heute werden in Breda die Littorina-Wagen erzeugt, stumpfbraun schieben sie sich vor zwischen Reisfelder. Aber am Ende paßt die Farbe auch hier, wo sie ins Gebirge hämmern, vor den verkarsteten, mit Wacholder betupften Hängen.

Das Dorf liegt 946 m hoch, der Wein wächst nicht mehr in dieser Lage. Aber es gibt Obstbau. Die Apfelbäume werden dreimal gespritzt im Frühjahr, so daß es zuzeiten wie eine Giftwolke über den Gräsern liegt. Diese Obstwälder sind Fabriken, eine aufgepflügte „Baumscheibe“ dünstet mit Chemikalien um jeden Stamm. Der Vetter trägt den blauen Schurz, er ist Bauer, er sagt: Jetzt hat unsere Genossenschaft ihr eigenes Kühlhaus, da bleibt die Ware frisch bis zum Frühjahr, wir müssen die Ernte nicht mehr nach dem Pflücken verkaufen! Der Mann, der auf Besuch gekommen ist, hört zu. Er weiß, sein eigener Vater hat, als er noch jung war und noch lebte, vor fünfzig Jahren, mit dem Obstbau angefangen in der Gemeinde. So haben es die Verwandten immer erzählt: Diese Bäume hat dein Vater gepflanzt, er ist in den Ferien aus der Stadt gekommen und hat den Leuten zugeredet: Pflanz Bäume!

Der Mann hat das Wort behalten, und manchmal hat er im Norden erzählt von diesem Land, aus dem sein Vater stammt und in dem er selber geboren ist. Die Leute reden gern davon, wo sie herkommen. Der eine hat ein Haus geerbt, der andere einen Namen, es soll immer ein wenig Glanz und Würde dabeisein. Er hatte sagen können: Dieses Land da unten – meine Verwandten – ich besuche sie jedes Jahr – es ist meine Heimat. Ein merkwürdiges, besonderes Land; es kommt etwas vom Süden herein, es sieht aus wie Griechenland ohne Meer. Die winzigen grauen Kirchen aus dem neunten Jahrhundert stehen auf den Hügeln, und der Stamm der Leute ist noch älter. Meine Verwandten sind vom Berg heruntergekommen, von einem der einsamen Höfe in das Dorf, es soll eine Urkunde geben. Und das Dorf sogar ist aus Stein gebaut, mit tiefen Kellern wie Höhlen. In den Pappelhainen laufen die Wasserleitungen für die trockenen Äcker, sie sind aus der römischen Zeit. Efeu und Pappelhain, und herunter glänzen die Obstwälder mit ihrem Laub . . .

Es klang wie eine Sage, erhob aber Anspruch auf Gegenwart, wenn der Mann auch ein wenig übertrieb. Nicht jedes Jahr kam er, und immer nur zu kurzem Besuch. Aber wer übertreibt nicht, wenn er erzählt: alles Erzählen ist Übertreibung.

*

Niemand hatte ihn abgeholt, aber soviel kannte er sich aus: den Weg links ab, das Stationsgebäude in italienischer Manier erbaut mit Fensterschlitzten und Andeutungen von Säulen und winzigen Balkonen: dann das Arbeiterheim:

Kino und Spielsaal der italienischen Gewerkschaft; dann deutsch das Widum (Pfarrhaus) und das Armenhaus; dann italienisch die Bar Milano mit hellblauen, halb abgeblätterten Riesenbuchstaben über der Tür. Von da an war das Dorf auch die Hauptstraße entlang deutsch.

Die Hauptstraße, sagte später der Vetter, überall schon führt sie außen herum, wir sind noch rückständig. Und die guten Grundstücke mit den Obstkulturen will niemand hergeben. Da wollen die Alten nicht mittun. Aber wir Jüngeren geben nicht nach!

Wir Jüngeren – das hieß hier: ich, der Sohn. Der Vetter führt jetzt die Zügel auf dem Hof. Dreimal die Woche steht er um zwei Uhr früh auf. Auch das ist wieder ein Stück Sage: nach festen Zeiten, die seit Jahrhunderten so bestimmt sind, gehen die Bauern in den Pappelhain hinauf und setzen in den uralten Graben die Wehre. Abgemessen nach den Himmelszeichen leiten sie das Wasser auf ihre Äcker. „Wenn die Sonne über dem Dreierjoch aufgeht, gehört das Wasser uns; wenn sie auf Planal scheint, gehört es dem Nachbarn“ – aber man kann auch auf die Leuchtziffern an der Armbanduhr sehen; in der Wasserrolle auf dem Gemeindeamt sind längst die Uhrzeiten eingetragen. Der Vetter führt auch die zwei prallen Haflinger am Zügel. Die zwei Schwestern helfen mit, auch die Eltern leben noch im Hause.

Es ist Feierabend, alle sind in der Stube. Der alte Tata sitzt auf dem Sofa, den Hut in die Stirn gedrückt. Nun fallen ihm die Augen zu – er ist eingeschlafen. Die alte Tante, die Mutter, sitzt neben ihm. Sie hat die Schuhe ausgezogen und die Beine auf das Sofa gelegt. Nach einer Weile steht sie auf und ruft die Schwestern zur Arbeit: He, geht füttern, Stall machen, das Vieh wartet nicht!

Der Tata schlägt die Augen auf. Er sieht auf dem Sofa, wo vordem die Bäuerin gegessen hat, den leeren Platz; er besinnt sich und geht. Der Vetter legt den Schurz ab, streckt sich auf das frei gewordene Sofa und blickt gegen die Balkendecke. Dann sagt er: Ja, dein Geld; ich habe es dir aufgehoben, ich gebe es dir dann! – Der Mann sagt: Das ist nicht eilig, es ist auch nicht viel! – Der Vetter sagt: Nein, nicht viel!

Ein Motorrad knattert vor der Haustür. Es verstummt mit leer pfauchenden Kolben, ein junger Monteur in brauner Lederjacke tritt herein und streckt dem Mann die Hand entgegen und lächelt. Ich habe gehört, du bist wieder einmal da! – Das ist der andere Vetter, er wohnt drüben am Bach.

*

Bei der Ankunft war es dem Mann vorgekommen, als habe sich nichts verändert im Dorf. Aber am andern Tag merkt er, einiges ist anders. Heulton einer Sirene, Schnurren von Krangerüsten, und Schotter, der weiß wie Zucker ist, zwischen den Zierbeeten vor den Häusern; ja, das Marmorwerk ist wieder in Betrieb, sagt der Vetter, und es hat einen großen Auftrag, sie machen Kreuze!

Es werden ein paar hunderttausend Kreuze sein, es ist ein amerikanischer Auftrag: Kreuze für alle Kriegerfriedhöfe in Italien, Afrika, in der ganzen

Welt. Es ist auch eine Kommission da, um die Ablieferung zu überwachen: ein Major, ein Leutnant, ein Feldwebel, ein Gefreiter. Und natürlich wollen die Amerikaner in unsern muffigen Häusern nicht wohnen, sie haben sich auf Gemeindegrund drei neue Häuser gebaut. Ob sich das lohnt, fragst du? Du mußt dir vorstellen: ein paar hunderttausend Kreuze, und jeden Tag werden dreißig Stück erzeugt, es ist ein Auftrag für Jahre! Versteht sich, daß es den Amerikanern langweilig wird, deshalb fahren sie auch immerzu nach Venedig. Nur der Gefreite bleibt da, er übernimmt die Kreuze, dreißig pro Tag!

Die Amerikaner-Häuser haben Fenstergesimse aus Marmor und sind mit Wellblech gedeckt. Sie sehen aus wie ein Mittelding zwischen Palazzo und Bungalow. Und der Abfall von den Kreuzen: kleingeschlagener Marmor, liegt als Schotter auf den Wegen zwischen den Häusern. Sie führen zu einer Einrichtung, die ebenfalls neu ist im Dorf: einem Swimming-Pool und einer im Freien errichteten Dusch-Anlage.

Wie wenn jemand aus Papier Figuren schneidet und die Abschnitzel übrig-läßt, denkt der Mann, als er auf dem Lagerplatz die ausgezackten Trümmer und Platten sieht. Aber alle haben an einer Stelle den scharfen rechten Winkel; und der Mann sieht daher die Kreuze zuerst als Luft, als Hohlform. Er sieht dann das Gebirge von Abfall, es droht die Baracken zu verschlingen, die Krangleise zu überschwemmen. Da endlich die Kreuze – sauber aufgeschichtet liegen sie auf der Laderampe: jedes fünfzig Zentimeter hoch, wohlproportioniert; alle wie ausgestanzt – harte weiße Figuren.

*

Was geschieht mit dem Abfall? fragt der Mann. Der Vetter sagt: Die Monte Catini hat ihn aufgekauft. Ein Glücksfall. Wir wußten schon nicht, wohin damit!

Es ist ein Glücksfall zunächst, daß der Marmorbruch wieder betrieben wird dank dem Auftrag, Kreuze zu machen; und ein Glücksfall nun auch, daß die Monte Catini baut und den Marmorschutt verzehrt. Stollen leiten den Fluß ab, die hydroelektrischen Werke der Monte Catini werden tief in die Eingeweide des Gebirges versetzt. Außen an den kahlen Bergflanken sieht man davon nur die grauen Maulwurfshaufen des zutage geförderten Schiefers, aber innen fährt eine Draisine zwei Kilometer tief in den Berg.

Der andere Vetter, der Monteur ist, erzählt davon; er ist angestellt bei der Monte Catini. Er putzt sein Motorrad, dann zieht er ein Päckchen Schweizer Tabak aus der Bluse. Er kommt überall herum, auch in die Schweiz – auch drüben beziehen sie den Strom von den unterirdischen Werken; und des Veters Arbeit ist es, alles umzustellen auf die neue Stromspannung. Er hat eine Partie, zwölf Leute; mit ihnen legt er Leitungen, baut Transformatoren ein, wechselt Motore aus – eine Arbeit für Jahre auch, langer Auftrag. Bei ihm kommt alles als bar Geld, nicht bloß, wie bei den Bauern, das, was für Obst kommt. Er wird bald sein eigenes Haus haben, und nicht ein zusammengekleckstes wie die Amerikaner – er hat schon seine Vorstellung, wie es sein

soll: ein ordentliches Schweizerhaus; so drückt er sich aus. Als er das Motorrad sauber hat, packt er eine Papierrolle aus, er hat sich einen Plan schon zeichnen lassen. Und hier die Zahlen, das kostet der Grund, das der Rohbau!

*

Der Bauernvetter hat es nicht so leicht mit großen Plänen. Aber auch ihn juckt es. Was meint ihr, sagt er, sollte ich nicht auch bauen, mir einen ordentlichen neuen Hof hinstellen zwischen den Feldern, einen, der günstig liegt, und dann könnte ich das alte Haus vermieten, Quartiere sind begehrt, da käme etwas herein!

Es ist Nachmittag, und der Mann weiß zuerst nicht, warum der Vetter ihn zu einem Spaziergang fortschleppt, und nicht einmal an einen schönen Punkt, obwohl es doch solche gibt – zum Beispiel die Felsklippe über Loretz. In sanftem Schwung steigen dort die Obstgärten und Weizenäcker bis an den Pappelhain, und eben diese Äcker sind es, an deren Rändern die alten Kanäle entlanglaufen; und von unten hämmert die Littorina in der Schlucht, droben am Pappelhain pocht ihr Geräusch wie dumpfer Kellerlaut, dort über dem Acker horstet als ein Rest Wildnis die Loretzer Felsklippe, ein Schopf aus Wacholder und wilden Kirschbäumen und Kamillen. Die Tante hat von diesem Ort erzählt: Dort hinauf ist dein Vater gern gegangen, hat sich hingesetzt mit einem Buch in der Hand, hat gelesen in der windstillen Luft, jeden Tag in den Ferien ist er dort hinauf! – Der Vetter hätte diesen Punkt über Loretz aufsuchen können, aber er schleppt den Mann fort, an dem Marmorwerk vorbei in den sumpfigen Talgrund, und immer weiter hinein zwischen die Mooswiesen, und der Mann weiß noch immer nicht, warum. Der Vetter fängt an, von den Häusern der Amerikaner zu sprechen, und nun sagt auch er: Nein, solche Häuser nicht – wenschon, dann ein ordentliches! Und es ist ja die Frage: ein Haus oder ein Auto. Voriges Jahr hatte ich gedacht, ich schaffe mir ein Auto an. Aber im Winter dachte ich: zuerst ein Haus und dann das Auto. Nur mit dem Haus – es kommt auch auf die Lage an. Ich habe nichts von einem Haus, von dem ich drei viertel Stunden auf die Grundstücke fahren muß. Tauschen – man könnte Grundstücke tauschen und eine günstige Lage herstellen. Aber das richtige wäre es auch nicht, das Mittelstück fehlt. Hier, diese Wiese!

Es ist mehr als eine Wiese. Es ist die ganze Breite des Tals zwischen Fluß und Berghang, und auch der Länge nach dehnt sich das Stück Land bis fern an den Auwald. Dort oben sehen die Telegrafentangen nur noch wie Zaunstecken aus, und der Vater sagt: Das Moos, wir sagen, das Moos! – Er erzählt: Das Moos gehört der Stadtgemeinde im Unterland, aber sie will es abstoßen, weil es nichts einbringt, das bißchen Pachtzins, schlechter Boden, du siehst es, lauter saures Gras! Und der Quadratmeter ist daher billig zu haben, und mir wollten sie es wohl geben zu günstigen Bedingungen, ich kenne ja die Leute von der Stadtgemeinde. Man müßte dann Drainage machen, und es käme darauf an, daß man es gründlich macht!

Es ist schon entschieden: nicht ein Auto oder ein Haus, sondern das Moos als

Mittelstück. Der Betrieb ist das erste. Der Vetter will es nicht zugeben, aber das Moos ist so gut wie gekauft, seine Blicke richten sich auf das Zukünftige. In zehn Jahren ist hier guter Boden, dann kann man vielleicht einen Schritt weitermachen, kann irgendwo das Haus hinstellen.

*

Der Vetter hat kein leichtes Leben. Abends um neun geht er zu Bett, und er braucht dazu nicht lange. Kaum ist er aus den Kleidern, dreht er das Licht ab, und zwei Minuten später atmet er im Schlaf. Um halb fünf Uhr früh steht er auf, wenn es nicht überhaupt zwei Uhr ist wie an den Tagen, an denen er „wassern“ geht – für ihn ist es nicht eine Sage, sondern blinde Arbeit. Um halb fünf also ist er schnell wieder angezogen, und auch später um acht ist er noch nicht fein hergerichtet, sondern kommt vom Pferdestall. Zwischen dem kalten Backofen und dem eisernen Tischherd steht die Wasserbank, er läßt unter dem Hahn die Blechschüssel vollaufen, wäscht sich, schüttet das Wasser in den grauen Eimer, spült die Schüssel aus. Er holt sich vom Herd den Topf mit Brennsuppe und die Schüssel mit dem Sterz. Dann zwängt er sich hinter dem Tisch auf die schmale Bank, schlägt nach den Fliegen, und mit dem Löffel bricht er sich von dem Sterz etwas ab. Er taucht den Löffel dann in die Suppe, so nimmt er ein paarmal und stellt Topf und Pfanne zurück auf den Herd, damit sie warm bleiben für die Schwestern. Die haben noch nicht Suppe gegessen, sie sind mit der Milch in die Sennerei und kommen mit der Buttermilch wieder. Sie holen sich jedes, wie sie gerade Zeit haben, den Topf vom Herd, löffeln im Stehen oder am Fensterbrett. Sich hinzusetzen haben sie nicht Zeit, obwohl die Hauptarbeit nun immer zögernd beginnt, in einer Spannung von Fragen und Unlust. Was man tun wird, hängt von zu vielen Dingen ab, als daß man es voraussehen könnte. Der Vetter will Mist ausfahren, aber der Regen hat den Weg zum Moos hinaus grundlos gemacht. Auch von den Maschinen kommt Unterbrechung. Lena, hilf aufladen, ich muß am Elektromotor die Wicklung flicken, der Tata soll Weizen mahlen heute! – Später mahlt der Tata, er schüttet die braunen Körner in den Mahlkasten. Der Kasten zittert; die Lade, in die sich das feine Mehl siebt, hüpfht hin und her, wie der Motor surrt; und der Tata achtet auf die klatschende Transmission, damit sie nicht abspringt; er sieht auf die Spinnweben, die sich mit Staub vollsacken. Draußen geht inzwischen der Vetter neben dem vollgepackten Mistwagen zum drittenmal auf den Acker; die Bauern haben Stroh auf den grundlosen Weg geworfen und ihn fahrbar gemacht.

Mittags steht das Essen auf dem Tisch, aber der Vetter muß noch die Pferde tränken. Als er kommt, wollen die andern nicht länger warten; gleich brechen sie los mit dem Gebet. Er betet mit. Dann taucht er die Hände ins heiße Wasser, nimmt seinen Löffel und setzt sich an die Schüssel. Er bläst über den Löffel hin. Man hat wenig zu reden, man hat auch nach dem Essen wieder zu beten: Vaterunser und Englischen Gruß; und bei der Stelle „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“ machen alle eine Kniebeuge. Die Mutter räumt das Geschirr weg, die Schwestern waschen ab. Es

dauert nicht lange, geht der Vetter in die Stube. Er nimmt einen Brief, der gekommen ist. Aber er legt ihn wieder hin; jetzt paßt es nicht, ihn zu lesen. Erst am Sonntag kommt er dazu, den Brief zu öffnen. Sonntag ist, weil die Stallarbeit nicht ausfallen darf, Arbeit bis acht Uhr früh. Dann läuten die Glocken zur Kirche. Der Vetter geht, aber plötzlich steht er irgendwo im Dorf auf der Straße. Auch andere junge Leute stehen da. Sie treten zur Seite, weil Autos durchfahren: Omnibusse, Lustfahrer, ausländische Autos.

*

Die Tante geht gebückt, es zieht sie nach vorn zur Erde. Sie ist eine kleine Gestalt geworden mit den Jahren, und ihre Augen blicken immer fragend, als wüßten sie von dieser Hinfälligkeit, und ihr Mund scheint es mit einem geduldigen Lächeln entschuldigen zu wollen. Morgen fährst du schon, warum? sagt sie zu dem Mann, wann werden wir dich wiedersehen, wann kommst du wieder?

Es ist der letzte Abend für den Mann, und beinahe hätten sie es nun doch vergessen: das Geld, ach ja, aber es sieht nach mehr aus, als es ist, lauter Scheine! Der Vetter bringt es herbei: Geld und Belege – die Postabschnitte der Provinzzeitung, an die der Mann seine Berichte geschickt hatte; und die Zeitung hat das Geld dem Vetter überwiesen. Nun liegt es da, ein Wust Papier, und der Vetter sagt: Ich wundere mich, daß die Bezahlung so schlecht ist. Aber könntest du nicht mehr bekommen, wenn du einmal etwas von uns hier schreibst, von deiner Heimat?

Der Mann antwortet: Ja, vielleicht. – Aber er denkt: Pappelhain und alte Wasserleitung, wie soll ich so etwas schreiben?

Der Vetter sagt: Du müßtest eine Zeit hier bei uns bleiben und in der Gegend herumfahren.

Die Tante sagt: Aber laß ihn! Was soll er schreiben von uns hier? Da ist nichts!

Der Vetter sagt: Da ist genug! Wenn einer herumfährt und sich dafür interessiert – da gibt es noch immer Geschichten von den alten Burgen, den alten Geschlechtern!

Der Mann sagt: Das ist nicht so leicht! Er denkt: Genau das kann man nicht schreiben. Aber der Vetter würde es nicht einsehen. Ich lebe nicht wie er; wenn ein Brief kommt, mache ich ihn auf; und abends brauche ich länger als eine Minute, um mich auszuziehen; und ich schlafe nicht sofort ein; und mittags möchte ich Zeit haben, während sie sich hier bloß Zeit zum Beten nehmen und sich nicht begnügen mit kurzen Eßsprüchen, sondern ordentliche festgemachte Gebete hersagen, den ganzen Rosenkranz am Freitag und Samstag. Was weiß ich denn davon, was er nennt: von uns schreiben. Wie soll ich ihm das erklären: das erste ist die Arbeit, und da müßte man mit darin sein! – Er sagt: Ja, ich müßte eine Zeit hier sein, mit euch arbeiten, euch helfen bei jeder Arbeit!

Der Vetter sagt: Arbeiten, nein. Du sollst dir etwas ansehen. Du könntest auf den Berg gehen, wo wir herkommen. Ich war nie droben. Aber da ist doch

eine Überlieferung, daß unsere Vorfahren oben auf dem alten Hof Laggár gewohnt haben, und wenn du dich ein bißchen um die Urkunden kümmern würdest, da gäbe es doch etwas zu erforschen für dich, und dann hast du schon eine Geschichte.

Ja, sagt der Mann. Aber plötzlich meldet sich die alte Tante: Urkunden? – Das ist alles nur eine Sage! Ich weiß genau, was der Großvater immer erzählt hat: Mit fünfzehn Jahren ist er vom Berg heruntergekommen und hat nichts gehabt als drei Gulden im Taschentuch und seine zwei Hände zum Arbeiten!

Sie sagt es mit laut rasselnder Stimme. Der Mann blickt betroffen auf den Vetter, der sich in seinem redlichen Wohlstand und Arbeitsstand eine Sage gern geleistet hätte. Er will etwas einwenden. Aber die Tante wiederholt hartnäckig: Drei Gulden und seine zwei Hände zum Arbeiten, mehr war nicht!

Dem Mann gehen die Worte nach. Er hat nun gehört, woher er kommt und abstammt. In der rußigen Küche, vor den gelben Augen der alten Frau blieb nichts als dies: Schweigen, Vergessen. Was gilt und womit es beginnt: mit drei Gulden und Arbeit.

*

Der alte Tata sitzt auf der Holzkiste neben dem Herd. Er wacht vom Schlaf auf, dann schnitzt er Späne aus den weichen Scheitern. Jedes Scheit zerlegt er in hauchdünne Blättchen, aber er schneidet nicht bis unten durch. Die einzelnen Blättchen halten an der Wurzel noch zusammen. In der Mitte spreizen sie sich wie Schwingen eines hölzernen Flügels, am oberen Ende kräuseln sie sich wie Locken auf. Scheit für Scheit legt er in das kalte Herdloch. Ist schon genug, Tata, sagt die Tante. Da scheint sie ihn nicht bei einer Arbeit, sondern in einer Freude unterbrochen zu haben. Er hat geschnitzt und leise gesummt und auf die zierlichen Kräuselspäne gesehen. Schade, sie zu verbrennen; sie gingen über den Nutzen hinaus, und das Lied, das er gesummt hatte, hieß: Waldeslust; fünf Töne und dann wieder von vorn. Aber nun hört er auch zu summen auf, und die Augen fallen ihm zu.

Wer geht in die Sennerei? fragt die Tante. Die jüngere Schwester ist an der Reihe. Da sagt der Mann zu ihr: Anna, ich geh mit dir, ich trag dir die Kanne!

Das brauchst du nicht, sagt die Schwester. Der Mann will nicht zurückstehen. Erst auf der Straße sieht er, daß er sich in etwas Ungebräuchliches eingelassen hat. Nur Frauen und Mädchen gehen von allen Seiten mit den Milchkannen, und in der Sennerei ist er der einzige Mann; und nicht zu Müßiggang haben sie sich versammelt, sondern zu einem Arbeitsfließband. Die Schwester nimmt ihm die Kanne ab und rückt in die Schlange der Wartenden auf. Sie späht nach vorn, wo die genormten Zinkeimer von Hand zu Hand umlaufen. Sie erhascht sich einen solchen Eimer, schüttet ihre Milch ein und hängt ihn an den Waagebalken. Und da sind doch zwei Männer, der Senne und sein Gehilfe. Man könnte sie übersehen, weil sie nicht wie Männer aussehen mit käsebleichen Gesichtern und weißen Schürzen. Der Senne rückt die Gewichte und ruft aus, wieviel Milch es ist; der Gehilfe schreibt es in die Liste. Das geht Schlag auf

Schlag; Handgriff, Ausruf; schon hebt die nächste ihren Eimer zur Waage. Die Schwester ist längst dabei, den ihren über die Stiege zum Separator zu schleppen. Es geht steil in die Höhe, und sie darf nicht stolpern an den Kanten der schmalen Betonstufen. Droben auf der Galerie surrt der Motor, die blitzende Maschine rotiert. Die Schwester schüttet die Milch in den Trichter; und wieder gedrängt, weil die nächste hinter ihr schon wartet, kommt sie die Stiege herunter. Rasch den Eimer hingestellt – er dröhnt, Blech auf Beton – und die eigene Kanne ergriffen, und die Zahl von vorhin angesagt. Eine bucklige Alte, die Frau des Sennen, schöpft ihr die Magermilch aus dem Bottich; jetzt bekommt sie ihr Maß wieder. Frauenkittel, Milchpfützen, Frauenaugen, stummes Warten, hastige Griffe, klirrende Kannen. Ein Mädchen, aufgeregt und ungeschickt, rutscht auf der Stiege aus, es verschüttet die Milch. Der Senne zuckt die Achseln, der Gehilfe streicht die Zahl, die er schon eingetragen hat. Das Mädchen weint, niemand tröstet es. Es gilt nur: Warten, Nachrücken; dem Sennen auf die Finger sehen, daß er die Gewichte nicht falsch verschiebt; und endlich Geschicklichkeit, nichts zu verschütten – der Zwang zeichnet die Gesichter der Frauen.

Wenn du eine halbe Stunde später kommst, sagt die Schwester, brauchst du nicht zu warten. Aber der Senn hat es nicht gern. Und es kann dir passieren, daß er dich zurückschickt, er hat die Maschinen schon abgestellt.

*

Auf der Hauptstraße ist es noch nicht ruhig. Von der Bar Milano singt ein Lautsprecher, Stimmen lärmen aus den hellen offenen Fenstern. Vor der Krämerei steht eine Gruppe Männer. Sie scheinen eben angekommen zu sein. Sie tragen Rucksäcke, dicke Überröcke und bunte Halstücher. Einer spricht und gestikuliert, die andern hören zu. Die Schwester sieht hin. Zu Hause sagt sie: Die Zugvögel sind da! – Der Vetter sagt: Ah, hast du sie gesehen! – Der Mann weiß sofort, daß er diese Gruppe Männer meint. Der Vetter sagt: Zugvögel, Wanderarbeiter; diese kommen aus der Po-Ebene. Sie fahren los in kleinen Trupps, irgendwo steigen sie dann aus und suchen Arbeit. Und ein paar Tage dauert es, da stehen sie so herum. Dann haben sie plötzlich Arbeit gefunden. Und jedes Frühjahr kommen sie; das ist das sicherste Zeichen, daß Frühjahr wird!

Der Mann tritt vor die Tür. Er sieht die kahlen Hauswände, die nüchternen scharfen Giebel, alles Stein und zusammengedrängt. Es ist doch zum Verwundern – das Dorf sieht aus, als gäbe es kein Holz und als läge es tief in Italien; vielleicht kommt da doch etwas heraus: alter Überrest, Pappelhain und Wasserleitung und Wasserleitungen. Die Sage läßt sich nicht so einfach unterdrücken. Vielleicht enthält sie etwas Wahres?

Der Vetter kommt durch den Flur heran. Der Mann sagt:

Alles aus Stein, und oft habe ich mich schon gefragt . . .

Ja, viele fragen, sagt der Vetter. Dabei ist es ganz einfach der Brand. Dann erzählt er: Um die Jahrhundertwende ist das Dorf abgebrannt. Kein Haus ist geblieben. Die Regierung aber, damals die österreichische, hat sofort wieder

aufbauen lassen und dazu einen Militärarchitekten bestellt, und der hat sich, weil Italien so nahe gewesen ist, von dort Baumeister und Arbeiter geholt. Die Italiener sind ja immer bekannt gewesen für solche Arbeit, damals schon Wanderarbeiter, gute, schnelle Maurer; in einem Jahr auch haben sie das Dorf wiederaufgebaut, und es hat nur dann ganz so ausgesehen wie eines von ihnen unten, und das ist nun geblieben.

Für den Mann ist die Geschichte neu. Ein Dutzend Mal ist er in der Heimat gewesen, niemals hat er gefragt, sondern sich sein Gebäude aus Sage gemacht. Nun auf einmal bricht es überall ein, und das Gespinst entschleiert sich; und was bleibt, ist nicht mehr Sage.

*

Unruhige Nacht, immerzu sind auf der Straße die Stimmen. Der Mann wacht früh auf. Als er das Bett des Veters leer sieht, will er auch nicht mehr liegenbleiben. Heute ist für ihn der letzte Tag, und er muß wissen, um wieviel Uhr zu Mittag der Zug geht. Er tritt auf die Straße. Sie ist noch leer, nur die Zugvögel hocken auf den Stufen vor dem Gemeindeamt. Sie blicken auf den Mann und rufen ihn an; sie halten ihn für ihresgleichen. Einer pfeift eine Melodie, wie man es weit weg von zu Hause tut – da versteht der Mann die Sprache der Zugvögel. Am Bahnhof liest er die Uhrzeit vom Fahrplan ab. Als er umkehrt, fährt ein Motorrad durch die Stille vom Dorf her. Es ist der Vetter, der bei der Monte Catini arbeitet. Er hat es eilig; wenn er auch schnell vorankommt auf der starken Maschine – es ist doch ein gutes Stück bergauf bis zur Grenze. Einen Augenblick bleibt er stehen. Bist du schon auf? – Ja, weil ich fahre – mit dem Mittagzug; ich habe nachgesehen, wann er geht!

Es wird schlechtes Wetter heute, sagt der Vetter. Er lächelt in seiner Lederjacke. Er spricht lauter als sonst, weil unter ihm die Maschine läuft, eine gepflegte Maschine, weich, ohne Stockern.

Er sagt: Und wir werden an der Freileitung nicht arbeiten können! – Er dreht das Gas auf und schreit: Schade, daß du schon fährst – du hättest mit mir kommen und dir ansehen können, was wir machen. Es ist eine interessante Arbeit, keine Schablone!

Für zwei Stunden zieht von der hohen Kante der Schweizer Berge eine Bö herüber. Sie schleppt sich wie ein Mantelsaum über die Schmuggler-Kante, an deren Fuß der Vetter Freileitungen verlegt und sich die Tasche mit ausländischem Tabak füllt; sie pfeift durch den Talwindfang der romanischen Gemeinden, die dort hinter der Grenze liegen. Aber die dickbauchige Wolke bringt nicht Regen, sondern Schnee. Das Dorf, 946 m hoch – da fällt noch Schnee so spät im Jahr; und der Vetter zu Hause, der auch an diesem Vormittag die Pferde eingespannt hat, muß sich eine andere Arbeit suchen. Er hackt Holz. Es ist ein Glücksfall für den Mann, bei dieser Arbeit kann er helfen. Es gibt eine zweite Axt, auch einen zweiten Hackstock. Der Vetter sagt: Hier – nimm die Scheiter ohne Äste; bei denen mit den Ästen ist ein Trick dabei, keine Kraft, bloß ein Trick!

Aber bald verschwindet er. Es setzt sich die echte Regel der Arbeit durch:

Wenn eine Hilfskraft Holz macht, hat der gelernte Landwirt Dringenderes zu tun. Eine Wagendeichsel muß geflickt werden, der Vetter holt sich das Werkzeug aus der Mahlkammer. Dort schüttet der Tata Weizen auf. Der Staub fliegt unter dem Schuppendach. Der Vetter kniet vor der Wagendeichsel.

Nun kommen die Schwestern: Du sollst der Rosa die Klauen schneiden, wann wirst du es tun? – Die Schwestern sagen „Rosa“, als meinten sie eine Person. Aber Rosa ist eine Kuh, deren Klauen sich verwachsen haben. Sie kann nicht mehr auftreten, und das schon seit drei Tagen nicht. Die Schwestern nörgeln: Wir haben es dir schon vorgestern gesagt!

Der Vetter erwidert: Gesagt – ja, gesagt! – Er braucht die Hilfe des Nachbarn zum Klauenschneiden. Kaum ist er zurück, liegen ihm die Schwestern wieder in den Ohren: Wann wirst du es tun?

Ja, glaubt ihr, der Nachbar springt gleich? Der hat auch seine Arbeit!

Die Reden hören auf. Nur die Arbeitsgeräusche bleiben. Die Schwestern sind beim Futterschneiden in der Scheune, der Vetter zischt mit dem Lötkolben gegen den Deichselring. Aus der Mahlkammer dringt das Surren des Motors und das Rattern der Mühle; und draußen im Hof, in dem Stück, das zwischen dem Schuppendach und der Mauer des Nachbarhauses unter freiem Himmel liegt, fällt der Schnee. Die federigen Flocken sprenkeln sich durch die graue Luft. Über den Dachfirst, den Schornstein, von dem der Herdrauch fliegt, wirbelt der Wind sie herein; in der windstillen Ecke schweben sie sanft, machen ein Haus aus Flocken, weben einen Schleiervorhang rings um den Mann. Und das Arbeitsgeräusch: Schlag und Fall; das Holz splittert.

*

Zweimal kommt der Roßhändler selber, mehr kann er seinem Ansehen nicht zumuten. Aber dreimal schickt er den „Faschaner“ voraus, seinen Gehilfen, Agenten, einen schlaun Zechbruder, den man sonst nur in Wirtshäusern sieht. Er spürt für den Händler die Kaufgelegenheit auf. Er merkt sich die Höfe, in denen Fohlen heranwachsen; er kennt die Leute, weiß Bescheid, wer Geld hat und wer welches braucht; danach stimmt er seine Rede ab. Und wenn in einem Haus Geld nicht nötig gebraucht wird, muß er es sich gefallen lassen, vor der leeren Wand zu sprechen. So hier: Die Tante kommt durch den Stall in den Hof. Sie sind da! Sie wollen nicht warten!

Der Vetter begreift sofort. Es paßt ihm, daß eben der Schneefall aufhört. Nun kann er doch auf den Acker fahren. Er kann die Spielregel einhalten, daß er, der verkaufen will, nicht zu Anfang schon da ist.

In der Küche trifft die Gesellschaft zusammen. Der Faschaner springt auf wie ein Clown, klopft mit seinem Stock auf den Boden, läßt die Rede fließen. Der Händler sitzt götzenhaft stumm auf der Holzkiste. Die Tante antwortet dem Faschaner, als ob alles Scherz wäre – von Verkauf keine Rede. Endlich springt der Händler zornig auf. Er weiß von vornherein, daß der Vetter absichtlich weg ist; jetzt darf er es zeigen. Aber auch das ist nur künstliche Szene: er läuft dunkelrot an, erklärt, daß er sich nicht hinhalten lasse, daß er

überhaupt nicht mehr kommen werde, und rennt fort. Der Faschaner, eben noch ein munterer Possenreißer, lehnt schlaff am Türpfosten wie ein Gummimännchen, dem die Luft ausgegangen ist. Dramatischer Abgang und Neinsagen. Aber die Tante sagt: Die kommen wieder!

Es ist noch Zeit bis Mittag, und der Mann geht dem Vetter nach auf den Acker. Er trifft ihn oben auf dem Grundstück über Loretz. Er breitet den Mist aus. Er rückt langsam vor bis ans Ende des Ackers. Dort fängt ein Obstgarten an, und nun macht der Vetter Pause. Er zeigt auf die jungen Bäume und sagt: Die haben wir nachgesetzt im vorigen Jahr, damit kein Ausfall entsteht, die alten nämlich – aber das weißt du doch, sagt er nach seiner Weise, daß die alten Bäume noch von deinem Vater sind?

Da erfährt der Mann, daß sich auch hier etwas geändert hat. Die alten Bäume tragen nicht mehr ordentlich, seit ein paar Jahren geben sie nur noch wenig Ernte. Ihre Kraft ist zu Ende nach fünfzig Jahren Blühens und Tragens, sie gehören weg. Auch die Sorte hat sich erschöpft, die jungen nachgesetzten Bäume sind von einer andern Sorte.

Die Luft ist zu kühl, als daß man sich im Freien hinsetzen könnte. Und es gibt keine zweite Gabel. Der Mann steigt durch den Gebüschrand hoch. Zwischen den Felsenklippen, auf dem Punkt über Loretz, bleibt er stehen. Zu seinen Füßen dampft der Acker von dem Mist, wie der Vetter ihn auseinandergabelt. Der Mann sieht hinunter. Er denkt: Hier auf diesem Punkt, aber das Buch hat dann doch „Fortgehen“ geheißen; zuerst für den Vater damals, und nun für mich; ich kann nur noch wiederkommen – jemand, der auf Besuch kommt.

Heimzu sitzen sie auf dem leeren Leiterwagen. Sie sind kaum im Haus, steckt der Faschaner den Kopf durch den Türspalt. Wenn der Vetter wolle – der Händler habe sich aus Zufall noch verweilt, sei im Wirtshaus – ob er kommen solle? Und nun geht alles wie längst abgemacht, als habe der Händler keinen Laut von Nichtwiederkommen gesagt. Er besichtigt das Fohlen, auf halbem Weg einigt man sich. Der Händler seufzt, es sei ohnehin ein Verlustgeschäft für ihn. Der Faschaner feixt und läßt sich den Rotwein schmecken, den die Tante nun auf den Tisch bringt. Der Händler bezahlt mit einem Scheck, der in Vicenza ausgestellt ist, aber er kann sich die Suada der Versicherungen ersparen, daß der Scheck gut sei. In dem Vetter hat er einen Mann vor sich, der sich in solchen Dingen auskennt. Der Faschaner beginnt, weil alles so leicht geht, wieder zu tänzeln. Mit euch ist es ein bequemes Geschäft, ihr seid nicht so närrisch wie die Bergler. Wenn wir am Berg zu tun haben – glaubt ihr, die Holzköpfe nähmen einen Scheck?

Die Tante sagt: Die auf dem Berg wollen den Gulden springen sehen!

Der Vetter sagt: Die wissen auch nicht, was ein Scheck ist; die wissen nicht, daß ein Scheck aus Vicenza so gut wie bar Geld ist!

Der Händler sagt: Bravo! – Man sieht ihm an: gern hätte er von dem Viehmarkt in Vicenza geprahlt. Aber ihm steht es zu, mit Worten götzenhaft zu sparen. Er erhebt sich, und der Faschaner trinkt eilig den Wein aus. Dann

strecken beide nach Bauernweise die Hand vor, als wollten sie ein Loch in die Luft bohren. Es ist kein Händedruck, Hand rührt einfach gegen Hand. In der Tür dreht sich der Faschaner um: Morgen komm' ich und mach' euch Platz im Stall!

*

Essen und Gebet; aber schon während des Absatzes „Und das Wort ist Fleisch geworden“ steht ein neuer Besuch unter der Tür, der Nachbar. Er bringt die Klauenschere mit. Die Schwestern holen die Kuh Rosa aus dem Stall und binden sie an dem Pfosten des Schuppendaches fest. Der Vetter schneidet, der Nachbar hebt den Kuhfuß hoch, die Schwestern und die Tante pressen sich gegen den Körper der Kuh, die mit Gewalt zurückdrängt. Da kann auch der Mann helfen. Die Kuh, wie sie zerrt, ist kaum zu bändigen, dem Nachbarn treten die Adern an der Stirn vor, und einen Augenblick später springt er zurück. Er hat diesen Augenblick abgepaßt, in dem die Kuh ausschlägt. Nur ruhig! sagt der Vetter; und die Schwestern vorn kraulen die Kuh zwischen den Hörnern. Dann packen alle wieder zu, und der Vetter schneidet die tiefen Verwachsungen frei, Horn und Schorf fallen zu Boden. Es erleichtert sie, sagt der Nachbar, morgen komme ich wieder, dann packen wir die andere Klaue, dann helfen wir wieder alle zusammen!

Morgen bin ich nicht mehr da, sagt der Mann. Er sieht über die von den Tritten der Kuh aufgewühlte Erde hinweg. Er sieht die Pfirsichblüten vor der grauen Mauer, ein Stück Himmel, aus dem die Sonne scheint. Der Vetter sagt: Ja, morgen, wir könnten dich brauchen zum Halten!

Er lächelt dünn, er hat diese Worte wie einen Scherz gesagt. Aber auch die Tante fällt nun in diesen Ton ein: Wegen Arbeit bleibt er nicht!

Da muß sich auch der Mann zu dem Scherzton bequemen. Warum nicht, wenn mein Zug nicht ginge, Kuhhalten und Klauenschneiden, mit der Zeit würde ich es lernen bei euch!

Tante und Vetter lächeln. Du willst es lernen – Klauenschneiden!

Plötzlich ist nicht mehr viel Zeit, es schlägt halb zwei vom Kirchturm, und man hat die letzten Minuten mit nichtigen Reden vertan. Aber es gehört sich so – schnell Abschied!

Bleib gesund! sagt der Mann. Ah, unsere Jahre! erwidert die Tante. Dabei wendet sie sich zu dem alten Tata, der eben herzukommt, und zupft ihm einen Strohalm von der Strickjacke. Aus ihrem Gesicht spricht die Frage: Wann kommst du wieder, und werden wir Alten noch leben, wenn du wiederkommst? Allein geht der Mann dann fort. Der Vetter muß ja aufs Feld, der Himmel hat aufgeklart. Der Mann schleppt an seiner Tasche; Brot und Fleisch und Äpfel vom Vorjahr hat ihm die Tante noch zugesteckt. Er geht an den Zugvögeln vorbei, sie stehen an der Tür des Krämers und haben in der warmen Luft die Überrocke aufgeknöpft. Ihre Schar ist zusammengeschmolzen, ein paar haben Arbeit schon gefunden. Er geht am Armenhaus, am Widum und an der Bar Milano vorüber; beim Gewerkschaftshaus biegt er zur Station ein. Da hört er die Littorina schon hämmern. Staubig, braun und schnell, mit Sonnenblitzen

an der gläsernen Stirn, fährt sie heran zwischen der knochenweißen Blendung des Marmorlagers. Die Kreuze blicken herüber. Der Mann steigt ein, der Geruch des Dieselöls zieht durch den Wagen, der von den Stößen des Motors zittert; und nun bewegt sich's auch schon draußen: die Station – Blumen und Schilder und der Schlagbaum. Der Mann nimmt Platz, bald hat er das Hämmern zu seinen Füßen. Er denkt an den Vetter, der es hören wird auf dem Acker droben – als Echo, zurückgeworfen von den Sagen-Pappelhainen; ach, das alles ist nur eine Sage; das Dorf bleibt zurück.

Fürst des Schweigens;
mit hanfenen Kreideseilen
an den widerborstigen Mast
zweier Silben gefesselt.

Ich,
inmitten wachstauber
meerschlagender Männer.

Und Delphine von blauer Unendlichkeit
salzfarben betört,
ihr Geigenbauer des Meers,
streicht schrecklich
die lichtgewirkten Saiten des Schaums.

Ich,
das Haar von Sagenfahrten
so schwer.

Zwischen Morgen und Abend
spannt sich ein Leben,
spannt sich die zurrende Brücke der Nacht.
Fürst des Schweigens;
schwarzer Ulix.

*

Blendet den Baum, die hängende
Schale inmitten Abend und Raum.
Schnell!
Schnell!
Augen, darin Inseln geboren
aus Ocker und Grau. Der Sand,
wie er rinnt im Stundenglas.
Blendet den Baum,
den großen Verführer
der Schatten,
ein abendroter
flötenlockender Rattenfänger
mit meuchelndem Atem,
in dem ein angefaulter Schiffer baumelt.
Duckt den Sommer zurück!
Er bricht euch die Zähne
und streut das Gebein
in Quellen und Schwarz der korykischen Höhle.

*

Durch die Spitze des Messers geh ich,
kristallene Wimpernspur.
Augen, brüchiges Gold.
Tore ins Licht,
wenn der Einsame

Der rebenumkränzte Mann

durch hennenglücksende
Weinberge wandert,

Stößig ist der Bock

der Unterirdische.
Der Sonnenglast fällt mich an,
wirft mich auf die laschen Segel des Wegs.

„Was wollt ihr, schwarze Köhler
aus Krume und Wald?“

„Den Schädel füllen mit Erde, lange genug
war's bis zu dieser Stunde.“

Warte im Staub, Herz,
unversehrt zuckende Blume.
Nächtlich kommt der große Esser Mond
und frißt dich,
daß Städte erschauern.
Fische schwimmen durch die Hand der Nacht
und holen ein mit semelegeflochtenen Netzen
den wiedergeborenen
tanzenden Zecher.

Die Weisheit des Feuers
verbrennt mich mit kühlen Rosen
und stößt hinein ins seidige Nichts,
wo der Sand
mißhandelt
vom Wind zu Wellen gewendet
niebegangene Taten rühmt.

*

Der Schwarze Engel
schaut dich
schmerzlicher an
und rot verströmtes Blut.
Die Tulpe
auf dem kühlen Stein.

Im Wald
weidet der Hirt Glastiere.
Sie klirren,
wenn seine Flöte
das Weidengebüsch,
hüpfendes Lied,
und Wiesen im Abend
heimlich
umstreift.

Langsam
rollt der Große Wagen
des Himmels
nächtliche Straßen hinab.

ALS ICH EIN KIND WAR

Als ich ein Kind war,
gehörten die hohen Flüge der Schwalben mir
und Genoveva
zog mich auf in den dunklen Wäldern der Kindheit,
dieses zerlesene Märchenbuch.

Sommers war mein Gefährte
der rote Sonnenball. Wie stolz ich war,
als ich in die Teiche ihn warf und er rollte doch
zu mir zurück. Manchmal trug er mich
bis zu den Widdern der Schafwiesenstädte,
da rochen die Häuser nach Heu, nach ungezähmtem Mohn
und Apfelkernen.

Hell prasselte, als ich ein Kind war,
das Johannisfeuer. Mit nackten Füßen
sprang ich hindurch und lachte den Hirschkäfer aus,
tanzte unter den Pflaumenbäumen
meinen Indianersommertanz
und grub aus die Streitaxt gegen die Igel.

Nachts steckte der Mond seinen weißen Müllerarm
durch die Fenster und nannte mich Häwermann.
Dann rollten wir die gelben Straßen
über das Land, die Gärten, das Dorf.
Kein roter Hahn sprang uns ins Gesicht.
Oh, wir hätten ihn schon geduckt, aber sucht ihn doch,
wenn er sich in wattigen Wolken versteckt.
Als ich ein Kind war,
blühte die Märchenlinde oft
an den unbewachten Bächen der Gründlingzeit.

*

Der die Esse mit grünen Träumen schürt,
der die Raben füttert mit goldenem Korn,
der die Barken des Himmels entläßt
in neue Jahre des Glaubens,
der ein kühler Krieger der Steppe am Bisonmeer ist
und langsam beim herben Wein,
der Ithaka rühmt und Ultima Tule

der über die nächtlichen Klippen schweift,
den Wintersturm zu erdolchen,
der ein Pflüger der Sternfelder ist
und die Milchstraße abfischt,
der Silberrosen den Rosen gibt aus dem Sagenschatz
des Seefahrers Sindbad

der dem Schatten Nacht und Irrlichter dem Tag
unter die Achseln mengt,
der dem jagenden Pferd den Wohlklang des Laufes verheißt
und schwarze Verse dem Land,
der den Flüssen Inseln zwischen die Augen schenkt,
Liebe, wortloses Spiel

der unwegsame Linien in die Helle malt,
namenlose Wächter des Minotaurus,
der Abende altert,
mit smaragdnen Händen Eros besänftigt
und den Stuten die Lenden,
der Begehren und Tanz in die Spiegel senkt,
der größere Meere erträumt als der ziehende Vogel

ist Herold des unsäglichen Schweigens.

Geistige Leistungsfähigkeit und körperlicher Abbau

Wenn wir den Menschen in seiner spezifisch biologischen Eigenart betrachten, dann hebt sich folgender Sachverhalt bedeutungsvoll heraus: Im Vergleich zum Tier ist der Mensch biologisch zunächst ein Mängelwesen; er ermangelt grundlegend vor allem der Instinktsicherheit, durch die das Tier an seine artbestimmten Umweltbedingungen angepaßt ist. In dieser Hinsicht schon hat man beim Menschen dem Tier gegenüber einen entscheidenden Bruch, einen Hiatus, festgestellt. Der Mensch ist biologisch infolgedessen der Welt gegenüber, die ihm in besonderer Weise Fremdwelt ist, in außerordentlichem Maße preisgegeben und gefährdet. Es ist mit Recht gesagt worden, daß eine Tiergattung, die die biologischen Mängel des Menschen aufwiese, zu sicherem Aussterben verurteilt wäre. Aber für den Menschen ist seine biologische Unvollkommenheit im Vergleich zum Tier die Voraussetzung für die Betätigung seiner spezifisch menschlichen Fähigkeit, seiner Fähigkeit nämlich, in dem Weltspielraum, dem er von Natur fremd gegenübersteht und in dem er biologisch besonders gefährdet zu sein scheint, sich seine eigene Umwelt zu schaffen und dadurch seine biologischen Mängel auszugleichen. Der Mensch kann also schon rein biologisch gesehen sich nur am Leben halten durch Ordnung, Gestaltung und Umgestaltung seiner Umwelt, der er nicht angepaßt ist, sondern die er sich anpaßt. Aber dieser freie Handlungsspielraum, auf dessen Gestaltung hin der Mensch bereits biologisch angelegt ist, dient nicht nur der Schaffung seiner Umwelt und damit der biologischen Existenzsicherung, sondern darüber hinaus auch der stufenweisen Entfaltung der vielseitigen menschlichen Wertanlagen, der Verwirklichung seiner kulturellen Möglichkeiten, der personalen Individuierung. Erst diese umfassende Bedeutung des freien Handlungsspielraumes für die Entfaltung der menschlichen Anlagen läßt verstehen, daß die biologische Entsprechung und Voraussetzung dazu nicht nur die einzigartige Entwicklung des menschlichen Großhirns und die Bildung der vom Gehirn beherrschten „denkenden Hand“ (Heinz Wolterreck) ist, sondern darüber hinaus die komplizierte Feingliederung des Menschenhirns, die auf ein langes Leben angelegt ist. Denn die völlige Reife des menschlichen Denkorgans erfolgt erst in einem Stadium, das schon mitten in der Rückbildungsphase aller Organe liegt, über die Phasen hinaus, die betonterweise der Existenzsicherung dienen.

Damit stehen wir vor der außerordentlichen Tatsache, daß der Mensch – entgegen seiner biologischen Mängel im Vergleich zum Tier – auch auf ein spezifisch hohes Alter angelegt ist. Die besondere Funktionsfähigkeit des menschlichen Gehirns weist dem Menschen eine Lebensdauer zwischen 100 und 120 Jahren zu. Diese Grenze liegt biologisch fest. Dafür spricht alle bisherige geschichtliche Erfahrung. Dafür spricht z. B. auch der Tatbestand, daß zwar die durchschnittliche Lebensdauer der Menschen in den zivilisierten Ländern

in den letzten 80 Jahren außerordentlich angestiegen ist, der Anteil der Hundertjährigen und darüber jedoch nicht. Alle Behauptungen aus jüngerer Zeit von der Existenz einzelner 125- bis 150jährigen haben sich bei näherer Nachprüfung als unhaltbar erwiesen. Ebenso sind die optimistischen Erwartungen einiger, vor allem amerikanischer Wissenschaftler, mit modernen Verfahren das menschliche Leben weit über die Altersgrenze von 100 bis 120 Jahren hinaus verlängern zu können, als angemäße Grenzüberschreitung zu werten und mit starker Skepsis aufzunehmen. Gelänge dies wirklich, dann wäre das Ergebnis nur die Konservierung lebender Leichname.

Fassen wir nun die besondere biologische Anlage des Menschen auf eine lange Lebensdauer näher ins Auge, so erweist sie sich als notwendige Voraussetzung dafür, daß das menschliche Leben sich in dem Werdegang entfalten kann, der seiner geschöpflichen Anlage und Bestimmung gemäß ist, nämlich: in einer spezifischen Folge biographischer Stufen, deren jede ihre besondere Entfaltungszeit braucht und die miteinander in einem sinnvollen Gesamtzusammenhang stehen. Zwischen der langen biologischen Lebensdauer und dem menschlichen Lebensaufbau in biographischen Stufen besteht also eine grundlegende Zuordnung, ein Sinnzusammenhang. Diese sinnvolle Zuordnung zueinander wird durch folgende Tatbestände besonders markiert: Trotz der augenfälligen körperlichen Abnützungs- und Rückbildungsvorgänge im Alter ist der geistige und seelische Reifungsprozeß des alten Menschen auf Fortgang, auf spezifische Erfüllung menschlichen Daseins angelegt. Dem entspricht der biologische Sachverhalt, daß das menschliche Gehirn als biologischer Träger der geistigen Tätigkeit durch dauernde, auch starke Beanspruchung nicht dem Prozeß der Abnutzung verfällt, wie etwa das Herz und andere Organe. Vielmehr ermöglicht das menschliche Gehirn die Erhaltung, ja Zunahme der geistigen Kräfte bis ins hohe Alter – und dies in scharfem Gegensatz etwa zu den sogenannten Menschenaffen, die mit 20 Jahren bereits vergeisen.

Das menschliche Gehirn altert zwar, physiologisch gesehen, ebenfalls – seine Ganglienzellen, deren Zahl und Bestand jedoch kontakt bleiben, schrumpfen –, aber die Leistungsfähigkeit des Menschenhirns ist darauf angelegt, bis ins hohe Alter erhalten zu bleiben.

Dafür gibt es aber eine wesentliche Bedingung, nämlich daß die spezifische Leistungsqualität der Altersphase von der sozialen Mitwelt her produktiv angesprochen und angefordert wird; mehr noch: daß sie bereits auf den früheren Lebensstufen vom sozialen Lebensraum her vorbereitet und gefördert worden ist. Diese Bedingung hat schlechthin grundlegende Bedeutung. Von mehr zusätzlichem Gewicht sind drei andere Bedingungen: erstens, daß die Entfaltung der Altersphase nicht vom einzelnen Menschen selbst her durch seelisch-geistigen Rückzug und durch Erstarrung – sei es im Alter oder früher – blockiert wird, zweitens, daß jene Entfaltung nicht durch Defekte der Anlagen und Erbanlagen erheblich gestört wird, und drittens, daß sie nicht durch die sog. Schicksalskrankheiten des Alters, so insbesondere durch Altersschwachsinn und Arterienverkalkung, unmöglich gemacht wird.

Über den grundlegenden Zusammenhang zwischen dem menschlichen Subjekt

und seiner geschichtlich-sozialen Umwelt, auf dem der Prozeß der Menschwerdung schlechthin begründet ist, werde ich, auf die Erfüllung der Altersstufe hin, noch zu sprechen haben. Im voraus schon sei angemerkt, daß die Lebensstufe des alten Menschen, wenn sie aus der sozialen Mitwelt nicht in produktiver Weise angefordert wird, eine gesteigerte Anfälligkeit für Alterskrankheiten körperlicher und seelischer Art aufweist und durchgängig dem Abbauprozeß verfällt. Dies sei hier besonders im Hinblick auf eine weitverbreitete Fehleinstellung gesagt, die im Banne der naturwissenschaftlichen Abnutzungstheorie steht und deshalb für das Alter schlechthin Schonung fordert. Diese Einstellung steht also im Gegensatz zu der von der heutigen Alterswissenschaft vertretenen Auffassung, daß das Alter in seinen besonderen menschlichen Qualitäten angefordert werden muß, daß auch die Leistungsfähigkeit des Gehirns im Alter von diesen Anforderungen abhängt. Sein besonderes soziales Gewicht gewinnt dieses eben nur erst angedeutete Problem heute durch den Tatbestand, daß der Anteil der über 65 Jahre alten Menschen an der Bevölkerungszahl der zivilisierten Länder in 100 Jahren von 4 Prozent auf fast 10 Prozent gestiegen ist.

Denn damit ist die Erfassung und sinnvolle Einordnung einer zahlenmäßig stark erweiterten Altersstufe in den Gesellschaftsbau zu einer Gegenwarts- und Zukunftsaufgabe erster Ordnung geworden. Der Lösung dieser Aufgabe steht aber sehr erschwerend entgegen, daß die industrielle Gesellschaft in ihrer Struktur auf die spezifische Wertung und Einordnung dieser sozial andrängenden Altersstufe nicht eingestellt und vorbereitet ist. Ihr Wertmaßstab für den Menschen ist von den Leistungsqualitäten des jungen bis mittleren Lebensalters bezogen. Sie bewertet daher die Altersphase demgegenüber als Minderung und Rückgang, weist sie als Randerscheinung des Lebens – zu der sie ja weithin unter gesellschaftlichem Einfluß geworden ist – überwiegend der materiellen, ärztlichen und seelischen Fürsorge zu.

Überalterung der Bevölkerung, ein neuartiges soziales Problem

Die zunehmende soziale Dringlichkeit des Altersproblems mögen zunächst einige wenige statistische Zahlen veranschaulichen.

Die durchschnittliche Lebenszeit betrug im kaiserlichen Rom, also etwa vor 1900 Jahren, 25 Jahre. In den folgenden 1600 Jahren änderte sich in den Ländern Europas daran nur wenig. Im 17. Jahrhundert lag hier die mittlere Lebensdauer zwischen 26 und 30 Jahren. Sie stieg dann im 18. Jahrhundert etwas an und blieb bis nach der Mitte des 19. Jahrhunderts auf 35 Jahren – in den USA bei 40 Jahren – stehen. Dann erfolgte die Wende: innerhalb von 40 Jahren stieg die durchschnittliche Lebenserwartung um 10 Jahre an, während vorher ungefähr zwei Jahrtausende zu dem gleichen Anstieg nötig waren. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (bis 1950) betrug der Anstieg weitere 20 Jahre, so daß nunmehr die durchschnittliche Lebensdauer bei 65 Jahren lag. Im Jahre 1954 wurde in den USA das 70. Lebensjahr als Durchschnitt überschritten, dieser hatte also in 100 Jahren gegen 100 Prozent zugenommen.

Dieser Aufstieg ist nun keineswegs der „Zivilisation“ als solcher zu verdanken. Die zivilisatorische Entwicklung hat im Gegenteil eine beträchtliche Zahl von Zivilisationskrankheiten mit sich gebracht, unter denen gegenwärtig die sogenannte Managerkrankheit, die Coronarsklerose mit Herzinfarkt, am meisten von sich reden macht. Der rapide Anstieg der mittleren Lebensdauer in den modernen Staaten ist einzig auf die Fortschritte der Naturwissenschaften und der Anwendung ihrer Erkenntnisse in Heilkunde und Hygiene zurückzuführen. Diese setzte zunächst mit stärkstem Erfolg in der Bekämpfung der sehr hohen Säuglingssterblichkeit ein, die seit 1880 bis heute in den Kulturländern von 22 bis 25 Prozent auf 3 bis 5 Prozent zurückging. Dann drängten Heilkunde und Hygiene die Kindersterblichkeit, den Tod durch Kindbettfieber, alsdann die Krankheiten der mittleren Altersgruppen herab, und nunmehr werden auch die Krankheiten der Altersjahrgänge mit steigendem Erfolg angegangen. Um 1900 waren noch immer mehr als 50 Prozent der Gestorbenen unter 20 Jahre alt, nur 25 Prozent über 60 Jahre. 1950 war das Verhältnis umgekehrt: 12 Prozent der Gestorbenen lagen unter 20 Jahren, aber 65 Prozent über 60 Jahren. Was bedeuten diese statistischen Zahlen für unser Thema? Zunächst zeigen sie dies: In unserem Kulturraum sind erst jetzt die alten Menschen zahlenmäßig so angewachsen, daß sie im gesellschaftlichen Aufbau eine Anwartschaft darauf haben, als eigener gesellschaftlicher Lebensstand darin eingegliedert zu werden. Würde diese Aufgabe in Angriff genommen, dann wäre damit einer wachsenden breiten Schicht der Bevölkerung – und nicht nur den einzelnen wie bisher – die Chance gegeben, die besonderen menschlichen Werte der Altersstufe dokumentieren zu können. Die Erfüllung dieser Chance hängt jedoch von wichtigen, zum Teil von entscheidenden Bedingungen ab. Wir wollen zunächst nicht übersehen, daß ein Teil der alten Menschen auf Grund von Ausfallserscheinungen, die aus einer Anlage herrühren mögen, nicht in der Lage ist, die Chancen des Alters als eine sinnvolle Lebensaufgabe zu erfüllen. Aber für unser Thema sehr viel wichtiger ist der Sachverhalt, daß die spezifisch menschliche Entfaltung, Ausreifung und Bewährung der Altersstufe wesentlich von den geschichtlich-sozialen Mitweltbedingungen abhängen, unter denen die alten Menschen früher, d. h. in ihren jüngeren Jahren, gelebt haben und unter denen sie jetzt, in ihrem Alter, leben.

Wenn dem so ist, daß das Menschenleben in den biographischen Entfaltungsstufen seiner Anlagen ausgerichtet und angewiesen ist auf die produktive Mitwirkung seiner sozial-kulturellen Um- und Mitwelt, so kommt es nun darauf an, die Art und Weise dieses Zusammenhangs, dieser Entsprechung zwischen menschlichen Anlagen und geschichtlicher Mitwelt, richtig zu sehen und zu verstehen. Dazu bedarf es im folgenden eines Exkurses.

Die Umwelt als „Organ“ des Menschen

Die heutige Anthropologie geht nicht mehr – wie früher – vom Menschen als einem in sich geschlossenen Lebenssystem aus. Sie betrachtet ihn grundsätzlich nicht mehr als eine in sich stehende Einheit „menschliches Individuum“, das

sekundär mit einer gegenständlichen natürlichen Umwelt und einer geschichtlichen Mitwelt in Beziehung tritt, an ihr und in ihr sich betätigt, sie gestaltet und umgestaltet und von ihr günstig oder ungünstig beeinflusst wird. In heutiger anthropologischer Sicht ist vielmehr der Mensch wesensmäßig auf den konkreten Zusammenhang mit seiner Um- und Mitwelt bezogen und hingeordnet. In der produktiven Entfaltung dieses primären Zusammenhangs gewinnt das menschliche Subjekt erst seinen Existenzcharakter, vermag die Personalität des Menschen aus einer anlagemäßigen Möglichkeit in den Seinsbereich der Wirklichkeit einzugehen.

Eine derart „soziologisch“ orientierte Lehre vom Menschen geht also davon aus, daß im Menschen strukturell zwar Entsprechungen, Hinordnungen und Antriebe auf die sozialen Umweltgefüge hin angelegt sind, daß diese Anlagen aber in grundlegender Weise des realen Begegnungszusammenhangs mit der konkreten Mitwelt bedürfen, damit sie zum Leben erweckt werden und der Mensch wirklich zum Menschen wird. Fallen diese sozialen Mitweltgefüge aus oder verfremden sie oder ist andererseits im Menschen die Anlage auf sie hin gesperrt oder verkümmert, dann wird der Mensch von ihnen her nicht mehr angesprochen, oder er wird auf sie hin unansprechbar. Damit wird die Menschwerdung des einzelnen und gegebenenfalls einer ganzen Zeitgenossenschaft gestört, unterbrochen, verhindert. Die heutige Anthropologie erklärt damit die Anschauung, daß der Mensch primär in sich eine substantielle Keimanlage personaler Art aufweise, die in sich schon fähig sei, sich auf die geschlossene „Persönlichkeit“ hin zu entfalten, wobei der Mitwelt nur die Rolle zukäme, diesen im menschlichen Individuum begründeten Entfaltungsprozeß zu fördern oder zu stören – diese Anschauung erklärt die Anthropologie heute für einen Irrtum der hinter uns liegenden Neuzeit. Sie sieht in ihr eine Folge der Auflösung des geschichtlich-sozial durchformten Lebensraums und im Zusammenhang damit einen Ausdruck des menschlichen Rückzugs in die chronische Vereinsamung. Diese ist letzterdings Grundbestand der gesellschaftlichen Massenbildungen und sozialen Notformen von heute; sie wird von diesen nicht aufgehoben, sondern nur kollektivistisch überspielt, aber zugleich verfestigt. Das sogenannte „Individuum“ ist ein Restprodukt eines geschichtlichen Auflösungsprozesses, der den Menschen des produktiven geschichtlich-sozialen Zusammenhangs weitgehend beraubt und ihn auf einen Verkümmernzustand zurückgeworfen hat.

Auch für die heutige biologische Betrachtungsweise des Menschen ist die Tatsache von grundlegender Bedeutung, daß seine physische Geburt nur ein Teilvorgang seiner Geburt ist, daß sein Geburtsvorgang im Unterschied zum Tier sich weiterfortsetzt und nun zu einem spezifisch kulturell-sozialen Vorgang in der geschichtlichen Zeit wird. Während das Tier von der Mutter fertig geboren wird und alsdann seine Mitgift in festgelegten und nur gering variablen Instinktleistungen entfaltet und betätigt, ist es beim Menschen ganz anders. Der Basler Biologe Adolf Portmann hat wissenschaftlich einleuchtend dargestellt, daß das Menschenkind biologisch gesehen verfrüht, nämlich im unfertigen Fötus-Stadium, zur Welt kommt und daß sich hierin bereits die menschliche

Sonderstellung ausdrückt: der Mensch ist schon in diesem biologisch verfrühten Geburtsstadium auf die menschliche Mitweltbeziehung, die zunächst die mütterliche ist, hingeordnet, nicht nur leiblich, sondern gerade auch seelisch. Tiefenpsychologie und Psychotherapie haben überzeugend nachgewiesen, daß es von ungemein gewichtiger Bedeutung für die weitere Entfaltung des Kindes oder deren Störung ist, ob dieses biologisch verfrühte Lebensstadium – also das der ersten zwei Lebensjahre – von der nächsten Mitwelt her seelisch geweckt und genährt wird oder nicht. Aber auch für die nachfolgenden Lebensphasen des Menschen gilt, daß sein „Geburtsvorgang“ weiterläuft und sich nunmehr im Schoße der Familie, dann aber zunehmend im Bereich der geschichtlichen Mitwelt, ihrer Ansprache- und Formungskräfte vollzieht. Es geht dabei – um dies erneut zu betonen – nicht darum, daß das Kind ein System von Erb- und Keimanlagen mitbringt, die unter günstigen Umweltbedingungen sich aus sich selbst entwickeln können. Vielmehr bringt das Menschenkind in weiten Bereichen, vor allem in den spezifisch menschlichen, nur ruhende Anlagen und Möglichkeiten mit, die zwar auf Verwirklichung virtuell angelegt sind, die aber der wirkungsvollen Ansprache, ja der zeugerischen Akte aus der geschichtlich-kulturellen Um- und Mitwelt bedürfen, um aus dem Schlafzustand der Möglichkeit in den Zustand der lebendigen Wirklichkeit transformiert zu werden. Diese anlagemäßige Entfaltungsbefähigung wird also erst im konkreten Zusammenhang von Subjekt und Mitwelt wirksam gezeugt, oder aber sie bleibt unerweckt. Dann aber kommt es in der Folgezeit zu schweren Ausfallerscheinungen. Es ist mit Recht gesagt worden, daß der Mensch, wenn er sich nur auf seine Mitgift an Naturgaben verlassen würde, bereits in einem Alter von ungefähr 30 Jahren damit am Ende sein würde.

Auf die sozial-kulturelle, die geschichtlich bezogene Fortsetzung seines Geburtsvorgangs ist also der Mensch mit seinen leiblichen, seelischen und geistigen Anlagen angelegt, ist dafür empfänglich, plastisch, sensibel. Aber ebenso anfällig ist er für ihren Ausfall oder für ihre Fehlleistungen. Daß der Mensch erst in langen, schmerzhaften Lehr- und Wanderjahren menschlich herausgebildet wird, dieser Prozeß führt ihn über die Natur im biologischen Sinne hinaus. Er führt ihn in die geschichtliche Rolle ein, die sich in ihm im polaren Zusammenhang mit seiner geschichtlichen Mitwelt auftut. Wir können hier von einer zweiten, spezifisch menschlichen „Natur“ sprechen. Angemerkt sei hier, daß auch die religiöse, die Glaubensanlage des Menschen sich nicht unmittelbar, nicht spontan aus sich zu entfalten vermag, sondern des Vermittlungszusammenhangs mit den Eltern, mit der lebendigen Gemeinde, mit überzeugenden Mittlern bedarf, um zum Leben erweckt und dann auch der unmittelbaren Glaubensbeziehung zu Gott fähig zu werden.

Die verschiedenen Lebensalter des Menschen sind nun dadurch gekennzeichnet, daß von Stufe zu Stufe jeweils spezifische Anlagen andrängen, ansprachefähig, entfaltungsfähig werden. Der im Menschen angelegte Antrieb, zu seiner Menschwerdung die geschichtliche Kulturordnung stufenweise zu durchlaufen und in seiner Weise zu verwirklichen, nimmt auf jeder Lebensstufe eine andere Gestalt an. Aber keiner dieser Stufenantriebe darf wieder erlöschen,

sondern er muß in seinem Ertrag lebendig in die nächste Stufe miteingehen. Es ist von der Seite des Subjektes her entscheidend, daß der Mensch nicht nur in der Kindheit und Jugend plastisch, wandlungsfähig und ausprägar ist, sondern daß er dies sein Leben lang bleibt, wenn auch in wechselnder Stärke und in wechselnden Bereichen seines Menschentums. Denn der für die Menschwerdung grundlegende Zusammenhang zwischen Subjekt und geschichtlicher Mitwelt kann nicht nur durch das Versagen der Mitwelt geschädigt oder aufgehoben werden, auch das Subjekt kann sich diesem Zusammenhang verschließen und damit seine Entfaltung unterbrechen. Dieser subjektive Rückzug wird besonders akut in den Krisenstadien der Stufenübergänge. Denn die verschiedenen Phasen des Menschenlebens haben ihre besonderen Krisenstadien – Krisen, die jeweils angelegt sind auf den Übergang zu einer neuen Lebensstufe, die biographisch fällig geworden ist.

Die spezifischen Fähigkeiten des alten Menschen

Auch die Lebensphase des Alters ist durch einen Wandlungsprozeß gekennzeichnet, der durch eine Krise eingeleitet wird. Diese Krise ist weit schwerer und entscheidender als die vielberufene Krise der Wechseljahre, die bei der Frau in ihrem fünften Jahrzehnt auf der physiologischen Beendigung der Empfängnisfähigkeit beruht und die mit einer seelischen Krise beantwortet werden kann. Beim Mann tritt parallel dazu in seinen Fünfzigerjahren eine Reifungskrise ein, deren Sinn darin besteht, seine Verinnerlichung aufzurufen und seine Aktivität nach außen einzuschränken. Das Überspringen dieser sogenannten männlichen Wechseljahre dokumentiert sich in unserer Zeit deutlich in der Managerkrankheit, die ja nicht auf die Schicht der Manager beschränkt ist.

Wenden wir uns nun der Alterskrise zu. Romano Guardini („Die Lebensalter“) sieht diese Krise, die etwa ins siebente Jahrzehnt fällt, vor allem in folgenden seelisch-geistigen Abbau-Erlebnissen gegeben: die Vergänglichkeit wird fühlbarer; das Maß des Könnens wie das Maß dessen, was das Leben geben kann, wird überschaubar. Das heißt aber, die Erwartung wird ernüchtert, und der Bereich der menschlichen Möglichkeiten erscheint in starker Einschränkung. Zugleich nimmt das Erleben der Geschehnisse, das Gefühl für sie, merklich ab. Die Geschehnisse werden somit im Erleben dünner.

Diese erstgenannten Krisenerscheinungen sind zu ergänzen. Zwischen dem 60. und 70. Lebensjahr liegt für viele Menschen der Zeitpunkt, an dem sie bemerken, daß der geistige Leistungsanstieg wieder abnimmt: das Gedächtnis und das Konzentrationsvermögen scheinen an Kraft zu verlieren, die Aufnahme neuer Gedanken und Gesichtspunkte wird schwieriger, weil sich die geistige Elastizität verringert. Der Gerontologe A. L. Vischer macht jedoch m. E. mit Recht geltend, daß das Gedächtnis nicht eigentlich schlechter wird, sondern wählerischer, daß das Denken zwar an Fülle verliert, dafür aber ökonomischer, haushälterischer wird. Doch gehört wohl zu den regulären altersbedingten Wandlungen, daß die Gefühlsempfindungen und Gefühlsbeziehungen ab-

nehmen. Hier liegt für viele Menschen, die ein stark betontes Gefühlsleben haben, vor allem für Frauen, der kritische Punkt einer seelischen Belastung, die mit Torschlußpanik und abartigen Verhaltensweisen beantwortet werden kann.

Besonders wichtig ist aber für die Alterskrise die Wandlung des Zukunftsbewußtseins. Sie stellt nämlich an den alten Menschen die schwierige Aufgabe, mit der Endgültigkeit dieses Erdenlebens fertig zu werden, und zwar produktiv nach vorne damit fertig zu werden, d. h. nicht in negativer Resignation, durch Rückzug, sondern kraft eines erschlossenen Verhältnisses zur Ewigkeit. Wer dem Problem, die bevorstehende Endgültigkeit in dieser Weise sinnvoll in sein Leben einzubeziehen, ausweicht, dem löst sich die Zeitgestalt der Zukunft überhaupt auf. Die Zukunftsbezogenheit ist aber ein wesentliches Strukturelement des Menschseins und hat auch für das Alter ihre besondere Bedeutung. Weicht der alte Mensch dieser Aufgabe aus, dann bleibt ihm nur der Rückzug in die banale Tageseinteilung, schließlich in den Ablauf der animalischen Funktionen! Der alte Mensch verfällt damit in seinem Lebensgefühl dem bloßen Abbauprozess.

Der Durchgang durch die Alterskrise ist gefährlich und gefährdend. Er kann negativ erlebt und beantwortet werden. Dann ist ein Abbau des Menschentums, vor allem der seelischen und geistigen Fähigkeiten, die Folge. Reagiert der Mensch betonterweise mit Erstarrung im eigenen Ich, dann gibt er die Bindungen an die Mit- und Umwelt auf, beantwortet sie mit Eigensinn und Böswilligkeit.

Wird die Alterskrise positiv bewältigt, dann gehen die Werte und Haltungen, die dem Alter spezifisch zu eigen sind, daraus als Frucht hervor. Es bilden sich trotz der Alterserschwerungen Qualitäten besonderer Art heraus. Es sind dann Sonderleistungen auf geistigem, auf künstlerischem Gebiet möglich, die keine seltenen Ausnahmen sind, die vielmehr an Hand zahlreicher Beispiele aus der näheren und fernerer Geschichte belegt werden können. Ihr besonderes Kennzeichen ist, daß sie auf das Wesentliche gerichtet und reich an tieferem Gehalt sind. Oder an Stelle solcher Sonderleistungen tritt die gefestigte und verinnerlichte Gesamtpersönlichkeit hervor, die sich in der Altersweisheit dokumentiert.

Für diese positive Entfaltung der Altersstufe durch die Krise hindurch ist aber nicht nur Bedingung, daß die soziale Mitwelt kraft ihrer inneren Struktur die Altersstufe produktiv anfordert und fördert, sondern Voraussetzung dafür ist auch, daß die seelischen und geistigen Anlagen des Menschen in der Jugend und in den nachfolgenden Lebensaltern wirksam angesprochen und entwickelt worden sind. Konstitution und Erbanlagen, insbesondere aber die biologischen Triebanlagen des Menschen gewinnen um so mehr an bestimmender Kraft, je weniger der Mensch im nachgeburtlichen Lebenslauf von den bildenden und erzieherischen Mächten seiner Mitwelt angesprochen und als geschichtlich-kulturelles Wesen „gezeugt“ und ausgeformt wird. Das hat nur sekundär etwas mit einer zusätzlichen „moralischen Bändigung der Triebe“ zu tun, in erster Linie geht es dabei um den Fortgang oder den Stillstand im entscheidenden

Prozeß der „zweiten Geburt“ des Menschen. Kommt dieser Prozeß zum Stillstand, erhält damit die bloße Mitgift der ersten Geburt den Vorrang in der menschlichen Prägung, dann geht daraus nicht nur ein verarmter, verkümmelter, reduzierter Mensch hervor, sondern darüber hinaus einer, der pathologisch wird. Denn die unerweckten verdrängten menschlichen Anlagen fallen dann nicht bloß aus, sondern ihr Ausfall wirkt sich in schweren krankhaften Reaktionen aus.

Den Abschluß dieser Betrachtung möge ein Wort Romano Guardinis (aus „Die Lebensalter“) bilden, das den sinnvollen Zusammenhang aller Phasen des menschlichen Lebensablaufs prägnant ausdrückt: „Jede Lebensphase des Menschen ist ein Eigenes, das weder aus der vorausgehenden noch der folgenden abgeleitet werden kann. Zugleich aber ist jede Phase ins Ganze eingeordnet und gewinnt ihren vollen Sinn nur, wenn sie sich auch wirklich auf das Ganze auswirkt. Zwischen den verschiedenen Lebensphasen . . . liegen Krisen, Ablösungen, deren Vollzug schwierig bis zur Gefährlichkeit werden kann. Der Übergang von einer zur andern, der Ablösungsprozeß kann mißlingen, und zwar erstens so, daß die ausgelebte Phase festgehalten wird und dadurch die folgende zu kurz kommt; aber auch so, daß die jeweils aktuelle Phase um der kommenden willen verdrängt oder vergewaltigt wird.“

Dieses Gelingen oder Mißlingen der jeweiligen Krisenbewältigung scheint bei Guardini nur vom Subjekt, von seinem Versagen oder seiner Bewährung her gesehen zu sein. Unerwähnt bleibt bei ihm, daß die geschichtliche Mitwelt, auf die der Mensch auf Gedeih und Verderb grundbezogen ist, an diesem Gelingen oder Mißlingen der Phasenübergänge und Phasenerfüllungen wesentlich beteiligt ist.

Die Hinordnung der Fähigkeiten auf eine gemäße Umwelt

Die Auffassung vom Menschen, die ich darlegte, findet nun eine deutliche Stütze in den Forschungsergebnissen des Biologen Adolf Portmann, niedergelegt in seinem Buch „Biologische Fragmente zu einer Lehre vom Menschen“ (Basel 1951). Sie sind auch für die Einsicht in das Altersproblem grundlegend, und deshalb sei kurz darauf eingegangen.

Portmann führt aus: Die einseitige biologische Betrachtung sieht das Altern des Menschen vor allem als Vorgang des Verblühens, des Kräftezerfalls und darin die Übereinstimmung unseres Daseins mit dem Lebenslauf des Tieres. Wie sehr auch manche der menschlichen Alterserscheinungen zu einer solchen Zuordnung auffordern, so ist doch die letzte Lebensspanne des Menschen durch markante, eigenartige Merkmale ausgezeichnet. Neben dem Bild vom Abstieg zum kindlichen Alter steht jenes andere, das von der besonderen Würde hohen Alters zeugt und von der eigenartigen Bedeutung dieser hohen Altersphase für ein Wesen, dessen Dasein eben auf der Überlieferung eines reichen Erfahrungsschatzes und Kulturgutes beruht. Solange man im Alter nur den absteigenden Ast einer Lebenskurve sehen will, nicht auch das Reifen der Frucht, solange wird man die neuen, unabweisbaren Probleme, welche das

Alter dem Sozialleben stellt, falsch auffassen und falsch lösen. Und eben deshalb steht dem eigentlichen Problem der Alten im Sozialleben der Gegenwart heute als praktische Antwort nur die Aufgabe gegenüber, ausgediente Alte zu erhalten und zu versorgen.

Es ist aber, nach Portmann, eine Grunderkenntnis der heutigen Humanbiologie, daß zwischen der menschlich-individuellen Entwicklung und unserm Sozialverhalten ein unlösbarer Zusammenhang besteht. Die Eingliederung des kindlichen Einzelnen in die Sozialsphäre und die Ausbildung unserer körperlichen und seelisch-geistigen Menschlichkeit seien ein Vorgang polarer Einheit, stünden also in innerer Wechselbeziehung. Alle unsere Arbeitsweisen, die Sprache, das einsichtige Verhalten, aber auch der aufrechte Gang bildeten sich im notwendigen Wechselgeschehen zwischen den erblich gegebenen Anlagen und den bereits bestehenden, durch die Tradition des geschichtlichen Lebens bestimmten Sozialgebilden. Die vorgegebenen, angeborenen Anlagen unseres Sozialverhaltens könnten nur Anlagen sehr weiter, allgemeiner Art sein – entscheidend für die reale, sichtbare Eigenart und die Richtung der Sozialgefühle sowie für die Möglichkeit ihrer Wirkung seien die Ausprägungsvorgänge in der Werdeperiode und die Tatsachen der Sozialwelt, in der die Reifeform zu wirken bestimmt ist. Es besteht also eine besondere Einmaligkeit des Zusammenhangs zwischen den Anlagen eines Menschenkeimes und der auf sie wirkenden Sozialstruktur. Und diese Einmaligkeit des Zusammenhangs ergebe den grundlegenden Aspekt, daß unser Dasein geschichtlich sei.

Die Bedeutung der „Alten“ für die Gesellschaft

Die zwei Leitgedanken meiner bisherigen Ausführungen waren: 1. daß das Alter eine sinnvolle biographische Stufe im Lebensaufbau des Menschen ist; 2. daß die Altersphase wie die anderen Entfaltungsstufen des Menschenlebens wesentlich darauf hingeordnet ist, sich in einem produktiven Zusammenhang mit der geschichtlich-kulturellen Mitwelt zu entfalten. Dieser Zusammenhang hat jedoch seine Bedeutung nicht nur für die biographische Erfüllung der Altersstufe, sondern auch für die Gesellschaft selbst. Denn auch die Gesellschaft bedarf dieser Eingliederung des Standes der Alten, wenn sie sich nicht der spezifischen Werte berauben will, die die Alten in das Gemeinschaftsleben hineinzugeben vermögen. Zu diesen Werten gehören die besondere Fähigkeit, zu sichten, zu verwalten, den Kulturzusammenhang zu vermitteln und zu erhalten, mit der Kraft der Beglaubigung zu lehren, Erfahrung und reifes Urteil für die aktuellen Aufgaben der Gegenwart beizusteuern.

Im Zeitalter der industriellen Gesellschaft ist in Europa und in den USA die gesellschaftliche Würdigung und soziale Einstufung des Alters in ein zunehmend kritisches Stadium getreten. Die Gesellschaft des technischen Fortschritts hat als ihren Wertungsmaßstab den hochgradig „erwerbsfähigen“ und den funktionell anpassungsfähigen Menschen aufgestellt. Die übersteigerte Tätigkeitswut und die Vergötzung der Arbeit haben mehr und mehr zu der Einstellung geführt, der Wert des Menschen bekunde sich in seiner kommerziell

verwertbaren Leistung. Diese Einstellung war bereits in der Trägerschicht der beginnenden industriellen Revolution leitend, hatte aber dort noch einen religiösen Rückhalt im Puritanismus. In der Folgezeit aber verweltlichte sie völlig. Daraus ergab sich – mit der zunehmenden Auflösung der alten Volksordnungen durch die industrielle Gesellschaft – eine wachsende Unterbewertung der Alten. Wegen ihres geringen wirtschaftlichen Nutzeffektes wurden sie als soziale Last empfunden und in erster Linie als Gegenstand der Fürsorge und der staatlichen Sozialpolitik behandelt. Daß auch der alte Mensch in seinem wesentlichen Sinn soziales und sozial wertvolles Wesen ist, daß seine spezifisch menschlichen Qualitäten vom Individuum, vom einzelnen her allein nicht entwickelt werden können, sondern daß ihre Entfaltung von der positiven Mitgliedschaft im Gesellschaftsaufbau und von der menschlichen Struktur des Gesellschaftsgefüges abhängt, wurde in der allgemeinen Einstellung nicht mehr erkannt und anerkannt. Infolgedessen wurden die besonderen Qualitäten des Alters immer weniger entwickelt und verkümmerten in der breiten Schicht der Alten. Ausnahmen ergaben jene alten Menschen, die noch in den sozialen Zusammenhängen der restlichen vorindustriellen Volksordnung lebten oder leben oder deren Ausbildung und Berufstätigkeit noch personbildende Kraft hatte und hat. Die soziale Situation der alten Menschen, die früher unter der selbstverständlichen Geltung des hierarchischen Familienaufbaus günstig war und in den bäuerlichen Kreisen in einem gewissen – wenn auch verminderten – Ausmaß günstig ist –, diese soziale Situation löste sich vor allem in den Städten in rascher Folge auf. Nach einer Erhebung des Soziographischen Institutes in Frankfurt leben gegenwärtig in einem Bauerndorf noch immer 55 Prozent der über 65jährigen im Verband einer größeren Familie, in einer Stadtrandsiedlung nur 19 Prozent und in einem großstädtischen Miethausviertel nur noch 13 Prozent. Es ist unverkennbar, daß die hierarchische Ordnung, unter der drei Generationen im selben Haus wohnten und das Alter den ihm gemäßen Stand hatte, unter den gesellschaftlichen Wandlungen aufgeschmolzen worden ist.

Biologismus und Nivellierung der Lebensstadien

Die gesellschaftliche Entwertung des Alters in Verbindung mit der zunehmenden Überschätzung und Überbewertung der jüngeren Lebensstufen, ja schließlich des Jugendalters, hat nun seit der Jahrhundertwende einen markanten Ausdruck in der sogenannten Jugendbewegung gefunden. Die positive Seite der Jugendbewegung, die in der kompensatorischen Antwort auf das zunehmende Versagen der Familie lag, soll hier keineswegs verkannt werden. In unserem Zusammenhang geht es jedoch um die krisenhafte Bedeutung, die die Jugendbewegung für die Auflösung der Hierarchie der Lebensalter hatte, indem sie diese Auflösung bestärkt hat. Diese negative Seite der Jugendbewegung hat der Romanist Ernst Robert Curtius in einer Schilderung der Situation von 1929 dahin scharf charakterisiert: „Wir erleben eine seelische Revolution der Söhne gegen die Väter, eine falsche Fixierung auf eine illusorische Jugend, ein Ausweichen vor den seelischen Anforderungen der Reife

des Alters.“ Der Gerontologe A. L. Vischer bemerkt dazu, daß mit dieser Revolte eine Tendenz der Jugend verbunden war, sich selbst abzuschließen – eine Tendenz, die sich sowohl gegen die Väter wie überhaupt gegen die Familie richtete. Vischer macht darauf aufmerksam, daß parallel zu dieser Tendenz ein verstärktes Eingreifen des Staates in Gebiete erfolgte, die früher und bis vor wenigen Jahrzehnten der Familie vorbehalten waren. Mit diesem zunehmenden Eingriff des Staates aber wurde der Autoritätsbereich der Eltern und Großeltern substanzloser. Vischer bemerkt besonders, daß ein wichtiges Hilfsmittel staatlicher Machtentfaltung die Organisierung der Bevölkerung nach Altersklassen ist – ein Vorgang, der im Gegensatz zur hierarchischen Gliederung der Familie stehe und die Abschließung der Altersstufen voneinander, die Auflösung des inneren Zusammenhangs der biographischen Lebensphasen begünstige. Damit aber wird das wirkliche Gespräch zwischen Jugend und Alter auch von dieser Seite her erschwert oder versperrt – jenes Gespräch zwischen den Generationen, das für eine sinnvolle Ergänzung und produktive Beziehung der biographischen Altersstufen zueinander lebensnotwendig ist, mehr noch: das Gespräch, das den geschichtlichen Zusammenhang zwischen den Generationen erhält und die Geschichtlichkeit der jeweiligen Zeitstunde begründet. Immerhin hatten die Spannungen zwischen jung und alt im Zeitalter der Jugendbewegung noch das positive Moment für den Generationenzusammenhang, daß es bei dieser Opposition der Jugend noch um ein Bild vom Menschen ging, um das leidenschaftlich gekämpft wurde. Das ist heute – wenn wir die bestimmenden soziologischen Züge in dem Verhältnis von Jugend und Alter ins Auge fassen – wesentlich anders geworden, und zwar in Richtung auf eine Einebnung und Entwertung der charakteristischen Unterschiede der Altersstufen.

Über diese heute maßgebliche Situation der Jungen und der Alten, über ihre spannungslose, unproduktive Beziehung zueinander, hat Friedrich Sieburg einmal einen scharf pointierten Essay geschrieben, der zu bedenken ist.

Zunächst verweist Sieburg auf den Sachverhalt, daß der überwiegende Teil der Jugend – so in Deutschland und in anderen westlichen Ländern – sein Ideal in der Welt des Sports und des Films gefunden habe. Das bedeute, daß der Lebensgipfel, der sich als die volle Entfaltung dieses Ideals darstelle, an ein Alter zwischen 25 und 35 Jahren gebunden ist. Die Lebenshöhe sei dadurch in dieser Jugend so früh gesetzt, daß alles, was nachher kommt, nämlich die eigentliche Zeit der Reifung und Erfüllung, seinen Glanz verliere. Zwar werde die reale Welt, in der es um unser Weiterleben, aber auch um unsere Freiheit geht, von alten Männern regiert, zum mindesten von Personen, die die vom Sport und Film gefeierte Lebenshöhe längst hinter sich haben. Aber das hindere nicht, daß sie nur selten einen Gegenstand der Verehrung oder gar ein Ideal der Jugend bilden.

Des weiteren verweist Sieburg darauf, daß seit der Französischen Revolution die Überschätzung des Generationsbegriffes „Jugend“ auch für das öffentliche Leben laufend gestiegen ist. Die Jugend, deren Typisierung und Aussonderung mit so viel Mühe und Philosophie betrieben worden sei, könne aber in der

heutigen Gesellschaft, die jeder Gliederung abhold ist, keine institutionelle Besonderheit mehr beanspruchen, ebenso wie die sogenannte „Herrschaft der Alten“ keinen Machteinhalt mehr habe und im Gesichtsfeld der Gesellschaft sozusagen ein Zufall sei. Da alle Unterschiede der Lebensform, mögen sie nun hierarchischen Charakter haben oder nicht, dahingeschmolzen seien und auf einen ganz oberflächlichen Hunger nach sozialem Prestige hinauslaufen, so habe sich auch die Schwelle zwischen den verschiedenen Lebensaltern rasch eingeebnet.

Nun kommt – laut Sieburg – noch ein ernster Tatbestand hinzu, der erst den gesellschaftlichen Gewalten ihre Macht zur Einebnung der Lebensalter verleiht: der Tatbestand nämlich, daß die Jugend der heutigen Gesellschaft sich selbst ein „Ideal“ setze, das in dem möglichst raschen Aufgehen in der Masse bestehe. Die Jugend dränge – auch in den Ausbrüchen scheinbar individueller Leidenschaften – zu solcher Unterwerfung. Sie anerkenne nicht Meister und Lehrer, sie liefere sich der Verlockung aus, die vom Leben in der Masse ausgeht, und damit würde sie zu den eifrigsten Hilfskräften einer ungegliederten Gesellschaft, die auch keinen Platz für den Machtfaktor „Jugend“ mehr biete. Alle Versuche, die Jugend noch zu einem solchen Faktor zu machen, sie zum Träger eines neuen Zeitabschnittes zu erheben, eine produktive Spannung zwischen Vätern und Söhnen hervorzurufen, seien daran gescheitert, daß die Jugend es selber nicht wolle.

Soweit Sieburg. Seine kritische Betrachtung mag überscharf erscheinen, aber sie weist faktische gesellschaftliche Strömungen auf, sogenannte Trends, die außerordentlich verschärfend auf die Krise des menschlichen Stufenaufbaus, besonders im Hinblick auf die Geltung der Altersstufe wirken. Immerhin weist auch Sieburg gegenüber diesem gesellschaftlichen Prozeß der Einebnung der biographischen Phasen auf einen Lichtblick hin, wenn er schreibt: „Gleichwohl ist die Verschiedenheit zwischen alt und jung von einer solchen organischen Unüberwindlichkeit, daß man von den seelischen Zuständen, die sich daraus ergeben, wie von einem Mysterium sprechen muß . . . Die gesellschaftlichen Gewalten, so erbarmungslos sie heute auch dem individuellen Leben zu Leibe gehen, können die Typik des Menschen nie ganz zerstören.“

Ein amerikanischer Lösungsversuch

Der ernüchternden Tatbestandsaufnahme Sieburgs gegenüber stelle ich nun die Frage: Finden sich heute nicht trotzdem in der industriellen Gesellschaft auch praktische Ansätze, die über die Mobilisierung der Fürsorge, der materiellen Altersversorgung, der ärztlichen und einzelseelischen Betreuung hinaus darauf ausgerichtet sind, die besonderen Qualitäten der Altersstufen im Sozialgefüge zu engagieren? Ich bin mir dabei von vornherein bewußt, daß einem solchen Unternehmen vorläufig nur ein bescheidener Wirkradius beschieden ist. Nur wenige Qualitäten, die virtuell auf das Alter hin angelegt sind, können dabei aktiviert werden. Fälle von umfassender Sinnerfüllung des Alters lassen sich zwar auch heute noch in ansehnlicher Zahl herausheben,

sind aber innerhalb der großen Schicht der Alten Ausnahmen geworden. Zu dieser Bescheidung zwingt uns die Erkenntnis, daß es unserer herrschenden Gesellschaftsverfassung in einem außerordentlichen Ausmaß an menschenbildenden Kräften und Ordnungen fehlt und daß breite Schichten der Alten bereits aus ihren vorgängigen Lebensphasen nur eine geringe Substanzbildung für die biographische Altersstufe mitgebracht haben und mitbringen. Diesem weitschichtigen biographischen und geschichtlich-sozialen Verarmungsprozeß gegenüber ist auf die Lösung des Altersproblems hin viel mehr prophylaktisch als direkt zu begegnen. Im besonderen hat sich in den USA seit etwa zwei Jahrzehnten eine anwachsende Bewegung gebildet, über die in Deutschland unter der Aufschrift „Amerika entdeckt das Alter“ sensationell berichtet worden ist. In der Tat geht in den USA die Parole um: „Halte dich bereit, auch nach dem 65. Lebensjahr weiterzuarbeiten!“ Leitsatz der amerikanischen Gerontologischen Gesellschaft ist: „Wir müssen die Jahre mit Leben erfüllen und nicht bloß dem Leben Jahre anhängen!“ Das klingt nach klug versteckter Fürsorge, hat aber in Wirklichkeit den Wert der Altersstufe zum Motiv. Wenn heute immerhin nach einer amerikanischen Statistik mehr als 50 Prozent der Männer zwischen 65 und 70 Jahren in Arbeit, 40 Prozent der Männer zwischen 70 und 75 Jahren in bezahlter Beschäftigung und noch 20 Prozent der Männer über 75 Jahren irgendwie berufstätig sind, so steckt in diesen Zahlen – jedenfalls für die USA – mehr als eine erweiterte Fürsorge, die auch aus psychologischen Gründen das „Tätigsein“ im Alter in ihren Fürsorgebereich miteinbezieht.

Es gibt in den USA eine umfangreiche Literatur, die der praktischen Lösung des Altersproblems nicht nur durch eine Fortsetzung der Beschäftigung, sondern auch durch eine sozial positive Bewertung der Altersjahrgänge gewidmet ist. Ich führe als Beispiel das Buch Walter B. Pitkins (Columbia-Universität) „Das Leben beginnt mit vierzig“ an. Pitkin geht – in seinem beschwingten amerikanischen Optimismus – davon aus, daß die Aufgaben in der heutigen Welt immer komplizierter werden und daß gerade deshalb ältere Männer sich den jüngeren gegenüber im Vorteil befinden. Je schwieriger die Aufgaben werden, die es zu lösen gilt, um so wichtiger würden die Menschen, die diesen Aufgaben durch ihre Reife, ihren Überblick, ihre Erfahrung gewachsen sind. Die tatenlustige junge Energie werde in Zukunft nicht mehr so hoch bewertet werden wie bisher. – In ähnlichem Sinn wird auch sonst in der amerikanischen Literatur nachdrücklich darauf hingewiesen, daß der fortschreitende Technisierungsprozeß weit weniger als in der vergangenen Epoche auf die sensomotorischen Leistungen jüngerer Arbeiter angewiesen ist, sondern daß er es immer mehr ermöglicht, den Arbeitern auch solche Arbeit zuzuweisen, die den besonderen Leistungsqualitäten der späteren Altersstufen entsprechen.

Das sind nur einige Hinweise auf die gegenwärtige Diskussion des Problems, die alten Menschen von der sozialen Seite her produktiv anzusprechen und sie einigermaßen sinnvoll in das gesellschaftliche Gefüge einzuordnen. Es ist gewiß damit nur eine Seite des sozialen Altersproblems erfaßt – nämlich die

Seite, die sich aus der bisherigen Entwicklung des industriellen Systems anbietet –, aber immerhin ist dies in der heutigen Situation eine gewichtige Etappe der Einplanung der Altersstufe in den gesellschaftlichen Zusammenhang. Amerika scheint damit Europa ein gutes Stück voraus zu sein. Denn hier ist nur die theoretische Befassung mit dem Altersproblem im Gange, aber von solchen praktischen Ansätzen wie in den USA ist vorerst noch wenig zu spüren. Im Mittelpunkt steht bei uns immer noch die Sozialversicherung und die Altersfürsorge.

Aber schließlich hat der Begriff „sozial“ eine andere Wertbedeutung, wenn darunter ernste Aufgaben des gesellschaftlichen Umbaus zur Bewältigung von Krisenerscheinungen verstanden werden, als wenn unter „sozial“ nur zusätzliche Maßnahmen der Wohlfahrt vom Staate und der Gesellschaft her gemeint sind, die den Appell, der vom eigentlichen Krisenherd ausgeht, überhören oder durch Pflasterkuren zum Schweigen bringen. Aus der industriellen Gesellschaft selbst können die echten Lösungen nicht kommen. Vielmehr: „Um der Selbstbehauptung der Gesellschaft willen braucht diese eine nicht-gesellschaftliche (d. h. eine nicht der industriellen Gesellschaft entspringende Ordnung). Diese . . . muß ihr zur Seite treten als Ordnung des Gemeinschaftslebens der Menschen, die sich in der Arbeitsteilung unausgesetzt auseinanderleben (Eugen Rosenstock-Huessy, „Die Schranke des Sozialpolitikers“).

RUDOLF HARTUNG
ÜBER DUMMHHEIT, KLUGHEIT UND GLÜCK

In einem Augenblick der Klarsicht begreifen, daß man den Vorsprung, mit dem man angetreten ist, in diesem Leben nicht aufholen kann.

Eine der Voraussetzungen der Klugheit ist die resolute Absage an die Dummheit.

Dem Augenblick verhaftet, folgt er wie ein Hund, den Kopf dicht am Boden, der Fährte; die Landschaft, durch die er sich bewegt, bleibt unerkannt.

Wie beim Bergsteigen ist auch im Denken von einer bestimmten Höhenlage an jedes Fortschreiten unverhältnismäßig schwierig – man leidet an Atemnot.

Wenn er etwas zu sagen hätte, würde er es vorzüglich sagen.

Er scheint sehr klug zu sein, doch wird er in dieser Hinsicht überschätzt. Denn da es ihm an Stoff für sein Denken fehlt, wird von diesem meist nur die Schärfe sichtbar.

Es gibt glückliche Menschen, welche das Leben nie dazu nötigt, ihre Dummheit nach außen zu kehren.

Wer im Gedicht versagt, ist ein schlechter Pflüger: das Wort versus bedeutet Furche.

Vom Glück der anderen macht man sich häufig eine übertriebene Vorstellung: das Gefühl des eigenen Unglücks wirkt wie ein Vergrößerungsglas.

Wenn wir unsere eigene Dummheit nach außen projizieren, sind wir von lauter Dummköpfen umgeben.

Man muß sich beschränken, um Gedanken über eine Sache zu haben; das Ganze ist wortlos.

Daß man das nicht bekommt, wonach man sich am heftigsten sehnt, könnte als äußeres Verhängnis gedeutet werden. Aber man kann einsehen, daß der Dämon der Vereitelung in der Sehnsucht selber steckt: sie wäre nicht so verzehrend, wenn sie in sich nicht schon die Verweigerung trüge.

Die Sprache gewisser Schriftsteller ist ein Versuch, mit immateriellen Mitteln den Geruch von Weihrauch zu erzeugen.

Erkennen ist ein Akt der Gewalt: die Identität einer Sache mit sich selbst zerbrechen.

Welch ungeheure Einsichten wären zu gewinnen, höbe man den riesigen Schatz von Dummheit, der in der großen Masse mittelmäßiger Romane steckt.

Die Grenzen eines Denkens sind oft weniger Grenzen des Verstandes als solche der Moralität. Wie die nationalen werden auch die geistigen Grenzen durch die Selbstsucht gesetzt.

Das Verlangen mancher Menschen, klug zu sein, hat etwas Erheiterndes – sie möchten eine zusätzliche Portion Verstand wie eine Zuwaage bekommen und im übrigen bleiben, wie sie sind.

WALTER HEIST

LÉON BLOY – DAS CHRISTLICHE MONSTRUM

*„Ich bin in erster Linie für die christliche Barbarei.“
(Léon Bloy in „Die heilsame Verfolgung“)*

I

Als unmittelbar nach dem letzten Krieg ein „linker“ Schriftsteller in einem Streitgespräch einen literarisch interessierten und aufgeschlossenen Jesuiten mit den damals in Deutschland bekannt werdenden politischen Äußerungen von Bernanos in die Enge trieb, mußte er den leicht ärgerlichen Rat hören, er täte besser daran, sich statt mit dem noch nicht ausgegorenen Bernanos mit Léon Bloy zu beschäftigen: „Hier haben Sie einen reinen Katholiken.“ Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen: „Sie empfehlen mir Bloy nur, weil er tot ist und Sie keine Überraschungen mehr mit ihm gewärtigen müssen; er ist Ihnen und Ihren Interpretationen in die Hand gegeben, Bernanos kann sich noch wehren!“

Sicher war dieser Vorwurf in seiner Kraßheit ungerechtfertigt, dennoch traf er einen Aspekt, den man bei der Untersuchung der Rolle Léon Bloys im Nachkriegsdeutschland auch nicht außer acht lassen darf. Karl Pfleger hat in „Geister, die um Christus ringen“ ebenfalls darauf hingewiesen, daß erst der tote Bloy in seiner Gänze akzeptabel sei: „Freilich ist es erst der Tod, der eine Mission in der ursprünglichen Reinheit ihrer Idee aufleuchten läßt, weil erst der Tod sie frei macht von allen Makeln, mit denen die Geschichte ihrer irdischen Verwirklichungen sie notwendigerweise befleckt und belastet.“ Pfleger

meint mit den „Makeln“ Bloys „menschliche Schwächen“ – wobei der Überlegung wert ist, ob man der menschlichen Unzulänglichkeit Bloys nicht manches zuschreibt, was anderer Herkunft ist. Darüber soll in diesem Aufsatz einiges gesagt werden. Was jedoch die Empfehlung des Jesuiten angeht, man solle sich mit Bloy statt mit Bernanos beschäftigen: es wäre zu bedenken, daß Bloy sich mehrmals sowohl in grundsätzlich religiösen wie in aktuellen praktisch-christlichen Fragen gerade gegen die Jesuiten gewandt hat; nach dem Erscheinen seines Buches „Les dernières colonnes de l'Eglise“ (Die letzten Säulen der Kirche; nicht ins Deutsche übersetzt) hat sich sein jesuitischer Korrespondent ausdrücklich von ihm losgesagt, angeblich wegen der Art, wie Bloy in dem Buch von Leo XIII. spricht.

Aber es kann neben den mehr taktischen Gesichtspunkten tatsächlich auch ein gewichtiger sachlicher Grund dafür geltend gemacht werden, daß der diskutierende Pater Léon Bloy als den „reineren“ Katholiken gegen Bernanos ausspielen konnte. Blicken wir auf die umfangreiche deutsche und französische Literatur über die drei großen Gestalten des *Renouveau catholique*, so ist festzustellen, daß sowohl Péguy wie Bernanos gelegentlich „protestantische“ Züge vorgeworfen wurden, Bloy dagegen nicht. Der *Renouveau catholique* ist sicherlich nicht einfach eine „Wiedergeburt christlichen Geistes und christlicher Haltung“; er wurde vielmehr ins Leben gerufen von einer kleinen Zahl von Menschen, und zwar ohne die Hilfe der Kirche und ihrer Vertreter, zum größten Teil sogar gegen sie oder im Kampf mit ihr. In den Äußerungen Péguy's und Bernanos' ist ein antiklerikaler Zug als konstituierendes Element ihres christlichen Kampfes nicht zu verkennen, aber auch bei Bloy wimmelt es von kritischen Bemerkungen gegen Priester, gegen die „gute Presse“, gegen die Frommen, gegen die Gesamtheit des Klerus, auch gegen den Papst – und nicht nur gegen Leo XIII. Wenn er in „Vier Jahre Gefangenschaft“ schreibt: „Ich behaupte unbedenklich, daß die heutige katholische Welt eine absolut und unwiderruflich verstoßene, verdamnte, verworfene Welt ist, eine verruchte Welt“ – und erklärt, die modernen Katholiken „rangieren zuunterst in den Reihen der Menschheit“, so kann man die Schärfe solcher Formulierungen weder – wie es Pfleger tut – mit der verniedlichenden Erklärung abtun, mit seinem „Geschrei“ wolle Bloy sich und seine Mitchristen aus dem „Schlaf“ wecken („Auf das Schreien kommt es an! Wir schreien, also sind wir! Wir schreien, weil der Traum so schrecklich ist!“), noch mit dem Hinweis, den Stolpe in „Die christliche Phalanx“ bringt, daß die Kirche zu der Zeit, als Bloy zu schreiben begann, „durch die Geschmacklosigkeiten des 19. Jahrhunderts verunziert“, daß „die Liturgie noch nicht erneuert, sondern im Gegenteil verwässert und verfälscht“ gewesen sei und „die Priesterschaft auf einem abgeschmackten traditionalistischen Standpunkt“ gestanden habe. Die Heftigkeit der Bloyschen Kritik ist durch formale und temporäre Mißstände nicht zu erklären, sie richtet sich auch auf Krankheiten und Gefahren im Zentrum der Christenheit und der Kirche. Es geht auch nicht, wie Pfleger das versucht, seinen „absoluten“ Forderungen mit der Erklärung den Stachel zu nehmen, Bloy „verstehe und praktiziere die Religion als religiöser Maximalist“, die

Kirche aber müsse, weil sie „eine Weltkirche und keine religiöse Sekte“ sei, „mit der Wirklichkeit der gegebenen Welt ein Kompromiß schließen“. Eine solche Deutung verwässert das fundamentale Anliegen Bloys und verharmlost ihn zu einem bloßen Reformator des christlichen Lebensstils.

Und doch, bei aller Gleichheit des grundsätzlichen Ausgangs: es besteht ein Unterschied zwischen dem christlichen Kampf eines Péguy und Bernanos auf der einen Seite, und dem Bloys auf der andern. Er ist sogar wesentlich. Vielleicht ist er am ehesten deutlich zu machen, wenn wir den Weg betrachten, der diese drei großen Streiter zu ihrem christlichen Kampf führte.

Péguy, um mit ihm zu beginnen, war in seinen Anfängen ein kämpferischer, aktiver Sozialist, Gründer der Ortsgruppe der sozialistischen Partei in seiner Heimatstadt Orléans; die später so berühmt und für die Entstehung einer neuen christlichen Atmosphäre in Frankreich so bedeutsam gewordenen „Cahiers de la Quinzaine“ waren zunächst als Diskussionsorgan für sozialistische Theorie und Praxis gedacht. Ganz allmählich, durch eine ständige „Vertiefung seines Denkens“, fand er zum Glauben seiner Väter zurück, ohne daß er jedoch davon abließ, seine politisch-soziale Aufgabe in gleicher Weise weiter zu verfolgen. Auch Bernanos stand seit seiner Jugend im politischen Kampf, im gegnerischen Lager, bei den Royalisten der Action française – er ging als Camelot du roi ins Gefängnis. Vor dem ersten Weltkrieg redigierte er in Rouen ein royalistisches Wochenblatt; zur Niederschrift seines ersten „christlichen Romans“ fühlte er sich, wie er erklärte, durch die politisch-sozialen Mißstände der Nachkriegszeit veranlaßt. Auch der Christ Bernanos hat sich immer als Glied einer Gemeinschaft – das Wort nicht im religiösen Sinn verstanden – gefühlt. Bloys Weg in sein christliches Kämpfertum war ein ganz anderer.

Fast alle Biographen berichten ausführlich von der „Psychologie“ des jungen Bloy. Wir wissen, daß Bloy schon als Kind ein Einzelgänger und Sonderling war, daß er eine Scheu davor hatte, sich mit seinen Alterskameraden zu freuen, daß er stundenlang weinend dasitzen konnte – „ich bin traurig geboren“ – und daß er sich auch mit seiner Familie nicht verstand. Als Achtzehnjähriger geht er nach Paris. Eine Zeitlang scheint er sich – wahrscheinlich einsamen – anarchistischen Gefühlen überlassen zu haben. „Ich wurde ein vollkommener Sozialist“, schrieb er später einem Geistlichen; „wenn die Kommune zwei Jahre früher gekommen wäre, hätte ich sicher einige Priester erschossen und einige Häuser in Brand gesteckt!“ Seinen damaligen Zustand hat er selber recht genau erkannt: „Ich befand mich in einer Art psychologischen Schlafes, an dessen Ende mich der Selbstmord erwartete.“ Auch über die „Konversion“ Bloys ist viel geschrieben worden. Der Anstoß kam durch den Dichter Barbey d'Aurevilly, dessen Bekanntschaft er zufällig gemacht hatte. Bloy selbst hat sich immer nur kurz, ja lakonisch darüber geäußert: „Eines Tages blieb mir nur übrig, zu sterben oder mir – um welchen Preis auch immer – irgendeine mechanische Hoffnung zuzulegen; ich wurde Christ.“ Oder: „Eines schönen Tages gefiel es Gott, mich zum Christen zu machen. Wie das Wunder zustande kam? Ich weiß es nicht. Aber die Wirkung war plötzlich und wunderbar. Ich habe

mit Freuden den übernatürlichen Trank des Glaubens in mich aufgenommen. Ich habe geweint, ich habe gebetet . . .“

Aufschlußreich ist, wie Bloy sofort mit dem ihm geschenkten, ihn rettenden Glauben zu „hantieren“ beginnt. Schon von Kind an war in ihm, wie er erzählt, ein „Hunger nach Absolutem“; dieses Absolute hat für ihn nun endlich einen Namen, und ihm unterwirft er sich bedingungslos. „Bloys Absolutes ist kein literarischer Trick“, so schreibt Karl Pfleger, „sondern ein Erlebnis, ein Leidenserlebnis, ein Salto mortale der Verzweiflung in den Ozean des Glaubens, der ihn mit Sicherheit umfängt.“ Von diesem erreichten „Ozean des Glaubens“ aus beginnt er sofort wütende und haßerfüllte Angriffe zu führen gegen alle, die den ihm zuteil gewordenen Schatz auch mit nur leisestem Argwohn anzusehen scheinen; er sucht sich Feinde, wenn sie sich nicht von selbst anbieten. Alle Kommentatoren legen auf die Feststellung Wert, daß die exzessiven Ausfälle Bloys nichts anderes als die Kehrseite seines rückhaltlosen Glaubens seien. Karl-August Götz („Christliche Dichter der Gegenwart“) möchte in ihnen geradezu „magische Beschwörungsformeln“ sehen, „in denen im Grunde um das absolute Heil in Gott für alle Menschen gerungen wird“. Vielleicht hat jedoch Léon Bloys Mutter, eine sehr fromme Frau, die viel für den von seinem Kinderglauben Abgeirrten gebetet hatte und glücklich über seine Wiederbekehrung war, sein Toben richtiger beurteilt, als sie ihm nach Paris schrieb: „Vielleicht straft Dich Gott, weil Du Dich, kaum zu ihm zurückgekehrt, zu großen Taten berufen fühlst . . .“

Ein anderer Aspekt der neugewonnenen Glaubensgewißheit des jungen Bloy ist seine nun vertiefte Einstellung zum Leiden. Schon als Kind hatte er – wie wir in den „Briefen an seine Braut“ lesen – „triebmäßig das Unglück geliebt . . . Das bloße Wort ‚Unglück‘ riß mich in einen Begeisterungssturm hinein“, aber das geschah – wie er betont – „außerhalb jeder Berechnung und jeder religiösen Vorstellung“. Jetzt wird das Leiden das Zentrum seines Glaubenslebens. Er entwickelt eine ganze Theologie des Leidens. „Ein Christ ohne das Leid ist ein Pilger ohne Kompaß“, lesen wir; das Leiden ist ihm „das irdische Paradies – und ein anderes gibt es nicht“; vom ersten Tag seiner Bekehrung an erbittet er für sich selbst noch mehr Leiden und als Krönung das Martyrium.

Von seiner Einstellung zum Leiden her ist auch Bloys Verhältnis zur Armut zu verstehen. Es ist bekannt, daß er zeitlebens nicht nur äußerster Armut ausgesetzt war, sondern daß er bewußt mit seiner Familie das Dasein eines Bettlers führte. Seine Tagebücher sind voll der Klagen, daß wieder einmal das Brot oder der Brennstoff fehlt, daß der Bäcker, Metzger, Krämer nicht mehr Kredit geben, der Hauswirt sie wieder vor die Tür setzt, weil sie die Miete für den Verschlag, in dem sie hausen, nicht bezahlen können; zwei seiner Kinder sind buchstäblich im Elend umgekommen. (Die Geschichte von dem Tod des Knaben in „La femme pauvre“ – deutsch: „Die Armut und die Gier“ – ist authentisch.) Am Anfang dieser Armut stand zweifellos eine Unfähigkeit des Jünglings Bloy, sich in der Wirtschaftsgesellschaft zurechtzufinden, in der er – wie Stolpe, der sich auf Béguin beruft, ihm etwas ärgerlich vorwirft – „mit einem geringen Maß an Rücksicht sehr wohl hätte sein Brot verdienen können“.

Aber eben zu dieser Rücksichtnahme war der junge Bloy psychisch nicht in der Lage, und nach seiner Bekehrung nahm er die Armut nicht nur auf sich, sondern er suchte sie, er „heiratete“ sie, wie er sich ausdrückt. In der deutschen Ausgabe von „Das Blut des Armen“ (zusammen mit „Das Heil durch die Juden“ als: „Das Heil und die Armut“) hat Karl Pfleger einleitend Bloys Auffassung vom „Mysterium der Armut“ dargelegt; auch Helene Kuhlmann hat in „Die Stimme, die in der Wüste ruft“ gerade dieser Seite der Bloyschen „Theologie“ besondere Aufmerksamkeit geschenkt, so daß wir bezüglich der religiösen Interpretation der Armut durch Bloy auf diese Bücher verweisen können. Wie aber hat sich Bloys bewußt ergriffene Armut auf sein Verhältnis zu seinen Mitmenschen ausgewirkt? Für Albert Béguin („Léon Bloy, l'impatient“) gehört es zur Größe Bloys, daß er sich in einer „Gemeinschaft der Ungeduld“ mit „allen Revoltierenden, allen Enttäuschten, allen Unerfüllten, allen Verdammten dieser Welt“ gesehen habe. In der Tat war er – wie er es in „Der Verzweifelte“ ausdrückt – seiner Situation nach einfach eins von den „zehntausend ständigen Opfern der Pariser Hungersnot“. Er sieht auch den Armen durchaus in Übereinstimmung mit der „im übrigen so abstoßenden Wissenschaft, welche man ‚Nationalökonomie‘ genannt hat“, nämlich als denjenigen, der von dem Reichen – „und besonders dem katholischen Reichen“ – „verfolgt und verschlungen“ wird („Die heilsame Verfolgung“). Er wendet sich in dem Buch „Das Blut des Armen“ gegen die Kinderarbeit wie gegen den Kolonialismus. „Die Geduld der Armen“ ist ihm „das Unbegreiflichste auf der Welt“. In der unübersetzten Essay-Sammlung „Belluaires et Porchers“ schreibt er: „Ich bin immer für die Armen und Schwachen gegen die Mächtigen, für das Volk Gottes gegen das Volk des Teufels, und sollte ich daran sterben.“

Alle diese Aussprüche scheinen darauf hinzudeuten, daß sich Bloy, der freiwillig Arme, mit den Armen, den „Verdammten“, den, wie Béguin es formuliert, „von der sozialen Ungerechtigkeit Zertretenen und sich gegen sie Empörenden“ eins fühlen mußte. Wir wissen jedoch aus unzähligen Äußerungen, daß dies – auch wenn er zu Beginn von „Das Blut des Armen“ erklärt, die Armut „sammele die Menschen“ – nicht der Fall ist. Das hat nicht allein seinen Grund darin, daß er jegliche soziale Reform – die darauf hinauslaufen muß, aus Armen Reiche zu machen, also noch mehr „Teufelsanbeter“ zu schaffen – ablehnt; auch nicht darin, daß der Beweggrund aller Sozialrevolutionen für ihn notwendig „anti-christlich“ ist, weil auf eine „irdische Glückseligkeit“ zielend, die der göttlichen Verheißung widerspricht: sondern weil *seine* Armut eine besondere, dem Heiligen Geist geweihte ist, die mit der durch die Verhältnisse der Welt auferlegten, der Armut als sozialem Schicksal, nichts zu tun hat. Die in seinen Büchern wie in seinen Tagebuchaufzeichnungen vorkommenden Armen sind durchweg minderwertige Geschöpfe, die den Reichen – für die sie nicht Bloys metaphysischen Haß, sondern einfach irdischen Neid hegen – in nichts nachstehen. „Es gibt drei Arten von Wesen, deren Berührung mir mit jedem Tag unerträglicher wird: Reiche, Proleten und Protestanten“, schreibt er. Es ist daher eine gänzlich unbegründete Behauptung, wenn Helene Kuhl-

mann Bloy einen „christlichen Sozialisten par excellence“ nennt. Eine solche Entscheidung liegt außerhalb des Bloyschen Denk- und Gefühlsbereiches. Bloy, der Arme in Christo, ist menschlich gesehen ein stolzer Einsamer, der mit seiner Armut zwar auch eine Gemeinschaft anstrebt, indes eine solche, die nicht von dieser Welt ist: die Gemeinschaft der Heiligen.

Im Gegensatz zu Péguy und Bernanos ist also der Weg Bloys in den Glauben ein Weg aus der Einsamkeit in die größere Einsamkeit. Auch seine christliche Praxis läuft darauf hinaus, ihn noch weiter abzusondern. Er nimmt sehr bald die Gewohnheit an, täglich zu kommunizieren; aber er legt Wert darauf, daß es sich um *sein* Bedürfnis nach dem Sakrament handelt. Beim Verlassen der Kirche fühlt er eines Sonntags „sein Herz von Kummer zernagt“ – „hatten wir doch sehen müssen, wie der Leib UNSERES HERRN unsäglich Unwürdigen dargebracht wurde“. Seine Gebete um mehr Leid für sich, ja um das Martyrium, zielen in die gleiche Richtung: er (er allein) und Christus. Er will für alle Buße tun, er will sein Leben zum Opfer bringen (damit ein Freund zum Glauben findet), er erfleht „Gottes Glorie oder den Tod“ – immer sieht er sich allein mit Gott. Eine Verbindung zu dem Bruder an seiner Seite, zu seinem Nächsten, kennt er nur in der Art, daß er sich für ihn opfert, nicht aber daß sie in Demut vereint ihren Weg gehn. Es ist nicht nur die Verständnislosigkeit eines positivistischen Kleingeistes, die aus den Worten des Vaters zu seinem „fanatischen“ Sohn sprechen: „Du stellst dich über die andern und hältst dich abseits!“ Dieses „Sich-über-die-andern-Stellen“ und „Sich-abseits-Halten“ hat mit Hochmut im gewöhnlichen Sinn nichts zu tun.

Obwohl sich viele fromme Kommentatoren an solchen „menschlichen Unzulänglichkeiten“ des Christen Bloy stören, widerfuhr ihm eines nie, was sowohl Péguy wie Bernanos geschah: Niemals wurde auch nur der leiseste Zweifel an seiner katholischen Treue geäußert. Vielleicht wird die eine oder andere seiner theologischen Spekulationen als gewaltsam, verworren oder fehlerhaft abgelehnt, der katholische Kern aber steht für alle Kritiker einwandfrei fest. Der Grund dafür liegt in dem vom ersten Tag an eindeutigen Verhältnis Bloys zur Kirche. Wir wissen von Péguy, daß er, auch als er wieder Christ geworden war, sich weigerte zu praktizieren, daß er erst am Abend vor seinem Tod zum ersten Mal wieder an einer Messe teilnahm, daß er sich – wie es Raïssa Maritain ausdrückt – „vor den Pfaffen hütete“ und einen „alten katholischen Antiklerikalismus französischer Tradition“ pflegte. Bloys Christentum schließt von der ersten Minute an die bedingungslose Unterwerfung unter die Kirche ein. Der Neubekehrte geht von Kirche zu Kirche, verbringt Stunden im Gebet und hört oft mehrere Messen am Tag. Er fühlt vor allem ein ungeheures Bedürfnis nach Gehorsam in sich. „Ich dürste nach Gehorsam und sehne mich danach, nichts als ein Werkzeug zu sein.“ Einer Protestantin gegenüber erklärt er: „Ich lehne jede Diskussion mit Ihnen ab, brauche sie auch nicht, denn ich glaube nur an den Gehorsam. Jesus hat mir befohlen, dem Papste zu gehorchen, und das genügt mir“ („Der undankbare Bettler“). In dem Aufsatz „Die Erzbruderschaft vom sanften Sterben“ aus dem Jahre 1892 erteilt er folgenden, nicht nur

ironisch gemeinten „Ratschlag“: „Erlaß eines für alle Franzosen verbindlichen Gebotes, an jedem Sonntag des Kalenders die Messe zu hören und wenigstens viermal im Jahr zu kommunizieren. Todesstrafe bei Nichtbefolgung!“ (Auf diesen „Ratschlag“ werden wir noch einmal zurückkommen.) Er, der doch fast auf jeder Seite seiner Tagebücher über die Lauheit und die religiöse Gleichgültigkeit der Priester loszieht, ist empört, als ihm jemand erklärt, er, Bloy, bedeute für ihn das Christentum, und ausdrücklich betont er, daß der schlechteste Priester für die Christenheit wichtiger sei als der vollkommenste Laie. Als ein verkommener Priester wegen Mordes verurteilt wird, wendet er sich sofort dagegen: „Abscheuliches, gottloses Gesetz, das sich herausnimmt, einen Priester zu richten, den zu verurteilen und zu strafen einzig die Kirche das Recht hat!“ Als ein nichtgläubiger Gast an seinem Tisch nicht das Kreuzeszeichen macht, verschließt er ihm das Haus mit der Begründung: „Ich bin für die Unduldsamkeit in ihrer unbedingtesten Form!“ Und er läßt keine Gelegenheit vorübergehen, Ungläubigen und Andersgläubigen seinen Abscheu und seine Feindschaft auszudrücken: „Alles, was nicht ausschließlich, bedingungslos, bis zum letzten katholisch ist, gehört in die Gosse.“ Und: „Ich wiege mich in einem unsagbar herrlichen Wunschtraum, dessen Erfüllung viele Leiden stillen wird: es möge ein Gottesmann sich einstellen, ein Prophet, begabt mit SEINER Macht, um mit Unfruchtbarkeit alle Ketzernationen zu schlagen bis zu jenem Tage, wo sie entweder abschwören oder gänzlich ausgetilgt sind.“ Als er von einem amerikanischen Plan hört, die verschiedenen Religionen zu einem Kongreß zusammenzurufen, ist seine erste Reaktion bitterer Spott über einen möglichen „Zusammenschluß von Christen und Götzenanbetern“.

Wie weit ist Bloy damit von der „Solidarität der Christen und Nichtchristen“ entfernt, die Bernanos angesichts der drohenden Katastrophe fordert! Albert Béguin spricht einmal die Vermutung aus, Bloy hätte sich in unseren Tagen sicher Bernanos' Auffassung angeschlossen, daß „christliches Rittertum und christliche Ehre zunächst bei den Ungläubigen – eher als bei den Bigotten – wiedergeboren werden“. Sein Bedürfnis, eine Einheit zwischen den drei großen Männern des *Renouveau catholique* herzustellen, hat hier Béguin zweifellos einen Streich gespielt: Bloy sieht noch nicht einmal die Ungläubigen – sie sind für ihn einfach Gewürm.

II

Es ist nicht die Absicht dieses Aufsatzes, eine neue Gesamtdarstellung von Léon Bloy und seinem christlichen Kämpfertum zu geben – auch wenn die vorliegenden deutschen Veröffentlichungen nur ein unvollständiges Bild von ihm vermitteln: Pfleger durch eine gewisse schönfärberische Betulichkeit, Stolpe durch spießige Enge, Helene Kuhlmann durch Beschränkung auf eine zeitlose theologische Problematik. (Dagegen haben die lebendige Schilderung Bloys in Raïssa Maritains „Die großen Freundschaften“ und Jacques Maritains Einleitung zu seiner Bloy-Auswahl „Der beständige Zeuge Gottes“, die beide auch in deutscher Übersetzung erschienen sind, als erlebte Zeugnisse doku-

mentarische Gültigkeit.) Die vorliegende Betrachtung gilt vielmehr einem Aspekt Léon Bloys, der bisher mit einer gewissen Konsequenz, vielleicht sogar absichtlich vernachlässigt wurde. Die Frage ist: Welches ist die Rolle Bloys in der Geschichte unserer Zeit, wenn wir uns nicht mit Kennzeichnungen wie „einer der Inauguratoren der Rechristianisierung Frankreichs“, „Initiator des *Renouveau catholique*“, „Vorkämpfer einer ‚absoluten‘ christlichen Haltung“ usw. begnügen wollen? „Bloy repräsentiert einen, nicht den einzigen Typus religiösen Kämpfertums, den die konkreten Zeitumstände brauchten“, heißt es am Ende bei Pfleger. Aber was ist dieser „Typus“ und was sind das für „Zeitumstände“, die da mit einer allzu summarischen Geste in den Raum gestellt werden?

Fast alle biographischen Darstellungen Bloys enthalten an irgendeiner Stelle das Bekenntnis, man sei „vor vielem bei Léon Bloy zurückgeschreckt“, man habe „lange Zeit eine Erbitterung über diesen rücksichtslosen Barbaren nicht bezähmen können“ usw. (Stolpe); dann aber habe man die „lautere Tiefe seines christlichen Glaubens“ erkannt und ihr zuliebe die zahlreichen „menschlichen Schwächen“ bei diesem „Genie des Glaubens“ hingenommen. Karl Pfleger hat ihm sogar für viele Jahre „mit der kühlen, feindseligen Erwägung, daß sein ‚absoluter‘ Katholizismus jedenfalls nicht für mich und meinesgleichen sei“, den Abschied gegeben, bis er wieder „von ihm gepackt“ wurde und erkannte, daß „sein Geschrei, das auf die Dauer auf die Nerven geht, um der Welt willen notwendig war“. Fast alle schieben das, was sie hier stört, auf das Konto des Menschen Léon Bloy. Pfleger kommen sogar die „unglücklichen, halb pathologischen Großen“ (Nietzsche, Strindberg) in den Sinn, und zu guter Letzt hängt er selbst dem „Absoluten“ Bloys noch ein psychologisches Mäntelchen um: „Er ist keine im schönen Gleichgewicht der Kräfte schwebende Seele, er ist eine von der Spannung einander widersprechender Leidenschaften so sehr auseinandergesprengte Seele, daß er die Einheit seiner Persönlichkeit nur retten kann, indem er ihr den Panzer des ‚Absoluten‘ schmiedet.“

Demgegenüber steht jedoch fest, daß Bloy, dieses „Monstrum an Hochmut“ (Stolpe), dieser unmögliche, unflätige Schreier, allein durch sein Dasein, durch die stumme Wirkung seiner Person Bekehrungen herbeigeführt hat, die Frankreich in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts eine wirkliche katholische Elite gewonnen haben. Die „Briefe an seine Braut“ verraten neben ihrem bemerkenswerten Reichtum an religiösen Gedanken eine geradezu wunderbare menschliche Reife und Ausgeglichenheit. Es drängt sich daher die Frage auf, ob der gleiche Mann wirklich auf einmal einen psychischen Defekt bekommen kann, gerade in dem Augenblick, da er seine „extremen“ und „unflätigen“ Äußerungen grundsätzlicher Art zu religiösen, aktuell-christlichen oder auch nur persönlichen Dingen niederschreibt. Gewiß dokumentiert sich in dem Ungestüm, mit dem der junge Bloy mit 23 Jahren sich auf den Glauben geworfen, ihn für sich errafft hat, etwas von seiner „kranken Seele“, von der er seiner Braut schreibt. Zweifellos kann man auch manches an seiner maßlosen Aggressivität durch eine „chaotische Platzangst“ erklären, von der Karl-August Götz spricht. Aber nur mit seiner „absoluten“ christlichen Haltung,

und mit nichts anderem, hat es zu tun, wenn er Äußerungen wie etwa die folgende von sich gibt, in der „menschliche Schwäche“ (Hochmut, Überheblichkeit) zu sehen einfach falsch wäre: „Ihr Urteil über mich“, schreibt er in einem Brief, „ist ein rein ‚menschliches‘ Urteil, ohne daß Ihnen zum Bewußtsein kommt, daß ich eben außerhalb einer nur rein menschlichen Betrachtungsweise stehe und daß hierauf gerade meine Stärke, ja meine einzige Stärke beruht.“ Das ist die Sprache des Mannes, der sich bewußt – und unter welchen Opfern und Leiden! – zur unwiederholbaren Modellfigur eines absoluten Christen geschaffen hat. Aus diesem Grunde sollte man auch nicht nur einen „abscheulichen Scherz“ (Béguin) darin sehen, wenn er einem Unbekannten, der ihm in äußerster Not eine Geldsumme zugesandt hat, ausrichten läßt: „Da er der Wohltäter Léon Bloys geworden ist, kann er sich die schlimmsten Extravaganzen erlauben; an der Pforte des Paradieses werde ich nur sagen: Der Herr gehört zu mir – und das genügt.“ Man kann nicht die Einmaligkeit von Bloys christlicher Existenz anerkennen, sein freiwilliges Bettlertum preisen, seine Mystik der Armut und seine Theologie des Geldes – „Das Geld ist das Blut Christi“ – bejahen und dann vor solchen und ähnlichen Äußerungen zurückschrecken und nach der Psychologie rufen. Bis zu dem Zeitpunkt, da er seine spätere Frau kennenlernte, kann man das in gewissen Fällen; aber in der seelischen Verbindung dieser Ehe ist sein Christentum zu solcher Geschlossenheit herangereift, daß es einfach unmöglich ist, gewisse Äußerungen von ihm sozusagen auszuklammern und nur als menschliche Unzulänglichkeit zu deuten. Wenn wir Klarheit über die Erscheinung von Bloy und seinen historischen Platz gewinnen wollen, müssen wir auch den Inhalt seines „störenden Geschreis“ als zum Christen Bloy gehörig anerkennen. Des „Menschlichen“ bleibt immer noch genug.

Zu welchen Verzerrungen man kommt, wenn man vorschnell bestimmte Äußerungen Bloys als Kapriolen eines eigensinnigen Kopfes abtut, über die man zu „Wesentlicherem“ in seiner Erscheinung hinweggehen kann, zeigt ein Beispiel, das für das Thema dieses Aufsatzes von besonderer Bedeutung ist: das Verhältnis Bloys zu La Salette. – Bei seinen Überlegungen, warum Bloy auf vieles in der Kirche denn so böse gewesen sei, kommt Karl Pfleger in der Epoche seiner Ablehnung zu der Vermutung, vielleicht habe die Tatsache mitgespielt, „daß die leitenden kirchlichen Stellen sich sehr zurückhaltend verhielten gegen die von Bloy als höchste nachchristliche Offenbarung verteidigten Erscheinungen der Mutter von La Salette“. (Das ist die einzige Stelle, an der Pfleger von La Salette spricht.) Stolpe schildert zwar ausführlich die Erscheinung von La Salette und die Begegnung Bloys mit ihr, er vergißt auch nicht die theologischen Spekulationen über sie und nicht die Gründe, warum Stanislas Fumet die Madonna von La Salette als die „Madonna der Konvertiten“ bezeichnet; mit keinem Wort jedoch bedenkt er die grundsätzlichen Folgerungen, die Bloy in seinen beiden Büchern „Celle qui pleure“ (Die Weinende) und „Vie de Mélanie“ (beide noch unübersetzt) aus der Erscheinung der weinenden Madonna vor einem Hirten und einer Hirtin in der Bergeinsam-

keit der Dauphiné im Jahre 1846 (seinem Geburtsjahr; er legt Wert auf diese Koinzidenz) zieht. Und dabei ist nicht nur, wie alle Darstellungen zugeben, das La-Salette-Erlebnis neben der Veronika-Episode dasjenige Ereignis im Leben Bloys, das ihn religiös geformt hat, sondern hier sieht er überhaupt das religiöse Kernproblem der heutigen Welt, an ihm scheiden sich für ihn die Geister. Wenn Helene Kuhlmann feststellt, daß „die Kirche es den Gläubigen freigestellt hat, an die Erscheinung der Mutter Gottes von La Salette zu glauben oder nicht“, so mag ihr das Erklärung genug sein, daß Bloy sich „in einer Welt ohne Ritterlichkeit zu ihrem Ritter gemacht“ hat; umgangen aber wird damit die so bedeutsame Frage, warum Bloy in „Celle qui pleure“ schreiben konnte: „Es hat Maria gefallen, sich einer kleinen Hirtin zu bedienen, um mächtige Geistliche zu erschrecken, als sei sie ein Bluthund vor ängstlichen Wölfen.“ Oder noch eindeutiger: „Das Geheimnis der priesterlichen Feindschaft gegen das ‚Geheimnis der Mélanie‘ (Mélanie ist die Hirtin, der die Mutter Gottes erschien) besteht darin, daß man, wenn man es annähme, auf ein *profitables Priestertum* (von Bloy hervorgehoben) verzichten müßte.“ Das spätere Leben Mélanies und ihres Gefährten bei der Erscheinung, Maximin, das ein ununterbrochenes Gejagtsein durch die kirchlichen Oberen war, gibt Bloy das Wort ein von einer „geistlichen Verfolgung von La Salette“.

Worum ging es? Die Botschaft der Madonna von La Salette war ein Aufruf an das christliche Frankreich und darüber hinaus an die christliche Welt, sich von Grund auf zu ändern, und zwar einschließlich der Priesterschaft, denn die Fäulnis gehe von innen heraus. (Sie nennt die Priester „Kloaken der Unreinheit“.) Bloy charakterisiert den Zustand der Christenheit in der Sicht von La Salette mit den Worten: „Das Idol des wohlstandigen Katholiken ist zwar das Kreuz, aber auf die Schultern, auf das Herz des ARMEN gelegt. Wenn sie es selbst tragen müßten, würden sie es verleugnen.“ Für Bloy war es selbstverständlich, daß die Anerkennung der Botschaft von La Salette durch die Kirche eine gänzliche Umstellung ihres Verhaltens zur Folge haben mußte, ein Aufgeben dessen, was Bernanos später ihren „Realismus“ genannt hat; Änderung auch insofern, daß die Kirche vom einzelnen Priester wie vom Klerus insgesamt nicht Klugheit, sondern „Heroismus“, nicht Weltläufigkeit, sondern „Heiligkeit“ verlangte – wozu man offenbar nicht bereit war. „Um nicht sein Leben zu ändern, ist es leichter zu sagen, daß man nicht an das Geheimnis von La Salette glaubt oder daß es übertrieben ist“, zitiert Bloy Mélanie.

Ganz deutlich wird Bloys Einschätzung von La Salette, wenn er den Unterschied zu Lourdes aufzeigt. Bloy leugnet nicht die Erscheinung von Lourdes, aber er ist voll Mißtrauen gegen ihre offensichtliche Begünstigung durch den Klerus. In manchen Ereignissen vermutet er sogar die Hand des Teufels: „Gewisse Heilungen in Lourdes legen den Gedanken nahe, daß der Teufel dabei seine Hand im Spiele habe. Die Wallfahrer sind Christen (!) – Ausrufungszeichen von Bloy –, deren einziges Anliegen ihr eigenes Fleisch ist, und die Heilung nur finden, um desto sicherer der Verdammnis zu verfallen.“ Was nach seiner Meinung ein echtes Wunder von Lourdes ausmachen würde, wäre dies: „i. ein gesunder Christ geht nach Lourdes, um dort die Segnung einer Krank-

heit zu empfangen; 2. ein reicher Christ, durch Wunder geheilt, geht nach Hause und verteilt all seine Habe an die Armen.“ An diesen beiden Forderungen läßt sich erkennen, was ihm La Salette gegenüber Lourdes bedeutet: La Salette verlangt von der Christenheit ihre *Erneuerung*, während man nach Lourdes zwar wallfahrtet, im übrigen aber – nach dem Wort eines Priesters, das Bloy zitiert – „nach seinem eigenen Gusto lebt“. Von den Prophezeiungen von La Salette leitete Bloy die Überzeugung ab, daß wir „an der Schwelle der Apokalypse“ (Titel seines vorletzten Tagebuchs) stehen. Aus dieser Überzeugung aber entwickelten sich Richtung und Stil seines gesamten christlichen Kampfes, und ebenso beruht auf ihr die vielen Interpreten auch heute noch unwahrscheinlich, ja anstößig erscheinende Sicherheit seiner religiösen Existenz. Man kann indes nicht das „christliche Genie“ Bloys sich zunutze machen wollen und vor der Rolle, die La Salette darin spielt – und zwar in ihrem ganzen Umfang –, die Augen schließen.

Einen breiten Raum beanspruchen in allen Bloy-Darstellungen die Spekulationen über seine wüsten Schimpfereien, seine ununterbrochenen Beleidigungen jener, die nicht mit ihm einer Meinung sind oder gegen die Gesetze des Glaubens, wie er sie sieht, verstoßen. Bloy selbst hat gesagt: „Mein Zorn ist das Aufwallen meines Mitleids“; und er behauptet, seine „vielberufene Heftigkeit“ sei nichts als sein „unerschütterlicher Wille, einer angeblich christlichen Gesellschaft, die nichts davon hören will, das Evangelium ins Ohr zu schreien“. Aber genügt das zur Erklärung für folgenden Kommentar in seinem Tagebuch: „Denkwürdiger Tag des Krepierens des ekelhaften, altersschimmigen Gestells, das bei Lebzeiten den Namen ‚Königin Victoria von England‘ trug. Leo XIII. meint allerdings, daß dieses Ereignis für die Kirche einen empfindlichen Verlust bedeutet“? Über den Tod Zolas, den er den „Pyrenäendepp“ nannte, schreibt er: „St. Michael. Tod Zolas. Die Kunde von diesem glücklichen Ereignis wird uns noch vor jeder Zeitungsmeldung von einer Nachbarin überbracht, welche sich gerade in der näheren Umgebung des Schweinestalles aufhielt, als der ‚Hirte‘ verblich. Ganz besonders packt uns der Gedanke, daß der Verfasser der ‚Vier Evangelien‘, dessen schmutziges Ende ich schon vor zwei Jahren ankündigte, ausgerechnet am St. Michaelstage, und zwar gleich am Morgen dieses Tages verreckt ist.“ Man muß wohl schon bis zu den Kommentaren der bolschewistischen Presse zu den Schauprozessen der Stalin-Epoche gehen, um wieder solche Töne über tote Gegner zu vernehmen. Karl-August Götz („Christliche Dichtung der Gegenwart“) meint: „Bloy möchte eigentlich keine moralisch-politisch-religiösen Werturteile fällen, die eine praktische Konsequenz für den mitmenschlichen Umgang erlauben.“ Wenn Bloy Journalisten, Hausbesitzer, Engländer, Deutsche, Juden usw. mit Beschimpfungen und Verwünschungen belege, so ginge es ihm, so nimmt Götz an, eigentlich nur um „transzendierende Begriffsfunktionen“. Sicher muß man es dem „absoluten“ Blick Bloys auf die irdischen Dinge zuschreiben, wenn sich ihm manches anders, „abstrakter“ darbietet, als es der gewöhnliche Sprachgebrauch festhalten kann. Wenn er z. B. durch alle seine Werke hindurch den

„Bürger“ – Götz hat ihn in seiner Aufzählung der Lieblingsfeinde Bloys vergessen – mit niemals abirrender Konsequenz als das Grundübel der modernen Gesellschaft bezeichnet, so meint er damit zweifellos nicht nur den sozialen Typ, den die Gesellschaftswissenschaft darunter versteht; aber es stimmt ebenso wenig, daß er mit ihm – wie Jacques Maritain schreibt – nur „einen modernen Namen für den ewigen Feind“ im Sinn hat. Bloys „Bürger“, diese „hochgezüchtete Bestie“ mit dem „furchtbaren Raubtierinstinkt“, gehört eindeutig einer ganz bestimmten Schicht an, eben der soziologisch als bürgerlich festgelegten, nur daß sich für Bloy in dieser Tatsache das Wesen des Bürgers, der auch seinen metaphysischen Aspekt hat, nicht allein ausdrücken kann. Entgegen den Vermutungen von Götz geht es Bloy durchaus nicht um „transzendente Begriffsfunktionen“, sondern um sehr konkrete Menschen, und seine „moralisch-politisch-religiösen Werturteile“ zielen sehr genau auf die „praktische Konsequenz für den mitmenschlichen Umgang“. Sollte Bloy, der für sich und die Seinen keine praktische Konsequenz scheute, anderen gegenüber nur rabelaisische Literatur gemacht haben?

Die Folgen, die sich für das Verständnis Bloys ergeben, wenn man ihn ernst nimmt und peinliche Formulierungen nicht mit literarischen und theologischen Spekulationen entschärft, reichen jedoch noch viel weiter: Léon Bloy wird in einer Weise geschichtlich bedeutsam, die von Kommentatoren wie Pfleger, Stolpe, Kuhlmann niemals bedacht worden ist. Nur Karl-August Götz scheint etwas davon zu ahnen. Nachdem er zu Beginn seines Aufsatzes Bloy gegen Graham Greenes die ästhetischen wie die menschlichen Qualitäten in Frage stellenden Vorwürfe und gegen Paule Regniers hartes Urteil – „Ich würde mir lieber eine Kugel in den Kopf jagen, als solch ein Ungeheuer zu werden“ – in Schutz genommen, nachdem er Nietzsche und den jungen Herder für Bloys „symbolische“ Geschichtsauffassung bemüht hat, beginnt ihm sein Autor auf einmal sichtlich unheimlich zu werden. „Hätte Léon Bloy die Kraft und das Genie besessen, an sich selbst die Verzerrung zu beobachten, mit der seine apokalyptischen Visionen immer wieder zu moralisierenden Werturteilen zusammenfallen, wäre er sicher ebenso entsetzt gewesen, wie wenn er sich davon hätte überzeugen müssen, daß er ein Ketzer ist“, heißt es zunächst noch recht vorsichtig. Dann werden „energische Vorbehalte“ gegen die Meinung angemeldet, mit der Freundschaft zu Bloy „bekenne man sich zugleich zu seinen Aussagen“; bald darauf heißt es: „Bloy ist in eine Kette von Ausdrucksexplosionen einer durch und durch verwirrten Existenz gejagt worden, vor lauter Panik darüber, daß sich das Absolute auf alle seine magischen Beschwörungen des leidenschaftlichen Glaubenwollens hin im Grunde genauso versagte wie denen, die von vornherein jede religiöse Sinngebung leugneten.“ – „Wenn die Angst Bloys für uns heute noch eine Bedeutung hat, dann vor allem die, daß wir an seiner Bekenntniswut endlich den Kurzschluß der Angst erkennen, der künftig jeden bloßen Bekenntniseifer, der seine ‚Wahrheit‘ nicht in Bekundungen einer existentiell verbindlichen Menschlichkeit auszuweisen versteht, im Namen welcher Idole auch immer unchristlich, weil unmenschlich werden

läßt.“ Schließlich ganz eindeutig: „Nachdem wir den Rausch der Diktatoren hinter uns haben, wissen wir: Gott ist kein Absolutes, das sich magisch beschwören läßt, und alle Faszination bleibt nur das Stigma des Luziferischen“; und: „Für uns, die man auf die Formel Vernichtung der Feinde unserer Wahrheit festlegen wollte, genügt das Bekenntnis, daß man im Besitz einer absoluten Wahrheit sei, längst nicht mehr.“ Damit hat der Schauder vor Bloys „extremen (absoluten) Formulierungen“ endlich seinen Namen gefunden – die Ausflucht in die Psychologie und die theologische Interpretation wird nicht mehr versucht. Um welche „Aussagen“, um welche „magischen Beschwörungen“ des „Absoluten“ es sich handelt, läßt sich an einigen Beispielen aufzeigen.

Da ist in „Die Seele Napoleons“ das Wort von der „einfältigen Vertreibung von zwei- oder dreihunderttausend Calvinisten, die niederzumetzeln doch leicht und so erfrischend gewesen wäre“. In der „Exegese der Gemeinplätze“ (französische Ausgabe; die Auswahl der deutschen Übersetzung ist nur sehr unzureichend) schreibt er über die St.-Bartholomäus-Nacht: „Ich gestehe, daß ich immer peinlich berührt war, wenn man mich in Dänemark, in Schweden oder einem anderen protestantischen Land daraufhin angesprochen hat. Man glaubt dort draußen gemeinhin, dieses Fest habe das Blut mehrerer hunderttausend Calvinisten – nur in Paris – fließen lassen. ‚Hätte es Gott gegeben!‘ rief ich jedesmal schmerzvoll aus. Man kann sich meine Beschämung vorstellen, wenn ich diese großartigen Ziffern durch die nachgewiesenen bescheidenen Zahlen berichtigen mußte.“ Wie ernst es ihm mit seinem Schmerz über die nur mangelhafte Ausrottung der Hugenotten war, beweist eine Tagebuchnotiz („Vier Jahre Gefangenschaft“): „Wenn unsere Katholiken wirklich Männer wären, gottesfürchtige Söhne der Kirche, denen das Wohl der Menschheit aufrichtig am Herzen läge, dann würden sie sich keinen Augenblick besinnen, den großen Aderlaß, der sich 1572 also so heilsam erwiesen hat, von neuem, diesmal aber in wesentlich ernsthafterer Form zu praktizieren.“ Es versteht sich nach diesen Zitaten von selbst, daß er sich eine Rekatholisierung Dänemarks durch eine Mission vorstellt, welche „die Wiederherstellung des Katholizismus bei Strafe gänzlicher Ausrottung alles Lebenden auf seine Fahnen schreibt“. Als ihm entgegengehalten wird, es würden sich in diesem Fall sicher viele bereitfinden, für Luther ihr Leben zu geben, meint er: „*Nun schön! Das gäbe dann einen prächtigen Schinderanger, aber die Kinder wenigstens wären wieder katholisch!*“ (Von Bloy hervorgehoben.) Selbstverständlich gelten seine „absoluten“ Rezepte nicht nur für die protestantischen Ketzler, sondern für alles, was nicht katholisch ist. So reduziert sich ihm die damals viel diskutierte „Orientfrage“ auf eine einfache Formel: „Ausrottung oder zum wenigsten Austreibung der Mohammedaner, völlige Ausrottung aller Griechen und Eroberung des Heiligen Grabes.“ Daß er im ersten Weltkrieg die Forderung erhebt, die Deutschen als Feinde Gottes, nicht als Soldaten anzuerkennen und „keine Gefangenen zu machen“, kann nicht verwundern, wenn man sich erinnert, daß er schon in „Die Seele Napoleons“ geschrieben hat: „Für denjenigen, der ins Absolute schaut, hat der Krieg nur dann einen Sinn, wenn er als Vernichtungs-

krieg geführt wird . . . Es ist eine Dummheit oder Heuchelei, Gefangene zu machen.“ Hier muß auch an den schon zitierten „Ratschlag“ aus dem Jahre 1892 erinnert werden, den Besuch der Messe und die Teilnahme an der Kommunion unter Androhung der Todesstrafe zu erzwingen, und an den im Tagebuch geäußerten Wunsch, die „Ketzernationen“ möchten mit Unfruchtbarkeit geschlagen werden.

Es ist verständlich, daß Götz angesichts eines „Absoluten“, das zu solchen Ratschlägen für die Praxis führt, das Grauen kommt und daß ihn besonders die Erinnerung an Jüngstgeschehenes zu seiner radikalen Ablehnung veranlaßt. Aber führt die bloße Ablehnung weiter? Und vor allem: Hilft sie uns bei der geistigen Erfassung des Phänomens Bloy und seiner Rolle in den „konkreten Zeitumständen“, die ihn nach Pflegers Meinung „brauchten“? Zweifellos hat Götz sich mit Recht an Dinge erinnert gefühlt, die wir alle nur zu gut kennen. Wenn Bloy bedauert, daß nicht genug Calvinisten niedergemetzelt worden sind: es soll auch heute Menschen geben, die es bedauern, daß unter Hitler nicht genug Juden vergast wurden. Wenn Bloy die Möglichkeit begrüßenswert findet, die nicht mehr belehrbaren Alten auszurotten, die Kinder aber dem wahren Glauben zuzuführen, so haben wir auch dafür Parallelen in der jüngsten Geschichte. Sein Traum, die „Ketzernationen“ unfruchtbar werden zu sehen, ist im Dritten Reich – Sterilisierung der Zigeuner – konsequent realisiert worden. Und daß man nach dem Siege Francos die Teilnahme an der Osterkommunion tatsächlich unter Androhung der Todesstrafe erzwungen hat: darüber berichtet Bernanos in „Die großen Friedhöfe unter dem Mond“ ausführlich, und er hält dabei auch nicht mit seinem Urteil über die Rolle des spanischen Klerus in dieser Angelegenheit zurück.

Was also Léon Bloy als „magische Beschwörungsformeln“ hinaussschrie („Wir sind Träumende, die in ihrem Schläfe schreien!“), war gar nicht so „magisch“ und „traumhaft“, sondern wurde kein Vierteljahrhundert nach seinem Tod schauerliche Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit aber hat einen genauen Namen, sie heißt: Totalitarismus. Als Bloy den „Ratschlag“ gab, den Besuch der Messe durch Androhung der Todesstrafe zu erzwingen, war er der Ansicht, er sei damit wahrscheinlich noch „zu früh“ dran. Heute aber spricht vieles dafür, daß wir in die totalitäre Epoche eingetreten sind, ob diese sich nun in der faschistischen oder bolschewistischen oder – worauf Bernanos besonders aufmerksam gemacht hat – in der Form der „Demokratie der Roboter“ äußert. Bernanos war es auch, der auf Grund seiner spanischen Erlebnisse auf die Gefahr der „klerikalen Diktatur“ als die für das Christentum verhängnisvollste Form des Totalitarismus hingewiesen hat. Und damit sind wir beim Kern des Problems Léon Bloy angelangt.

Sein ganzes Leben hindurch hat Bloy davon gesprochen, daß wir vor dem „Ende der Zeiten“ stehen. Von seinem ersten Tag an als Christ hat er sich „an der Schwelle der Apokalypse“ gefühlt. Alles, was während der Zeit seines Erdenwallens geschah, hat er unter diesem Aspekt gesehen. „Wir stehen im Weltenabend“, schreibt er in der Einleitung zu „Die Seele Napoleons“, und

er verkündet jenem, dem er dieses Buch gewidmet hat: „Vielleicht wirst du Zeuge der göttlichen und schrecklichen Ereignisse werden, welche, wie es scheint, der Königsbesieger so großartig präfiguriert hat.“ Er sieht den „integralen apokalyptischen Krieg“ kommen, und er weiß, daß „die Welt von Unheil bedroht ist wie nie zuvor“, daß wir „beim Prolog eines unerhörten Dramas stehen, wie man seit zwanzig Jahrhunderten keines gesehen hat“. Er, der so unpolitisch ist, daß er mitten in der Dreyfus-Affäre in voller Aufrichtigkeit erklären kann: „Ich bin weder Dreyfusianer noch Anti-Dreyfusianer“, weil eine solche Entscheidung einfach außerhalb seiner Betrachtung liegt, zählt immer wieder sehr sorgfältig alle politischen Fakten seit der Großen Revolution auf – vom allgemeinen Stimmrecht bis zu den verschiedenen sozialen Maßnahmen und selbstverständlich dem Kirchenkampf der III. Republik –, die ihm eine Umkehrung der bisherigen zwischenmenschlichen Beziehungen anzukündigen scheinen. Für ihn bedeuten Industrialisierung wie Parlamentarismus, der Sport und das Aufkommen der Massenvergnügungen ein und dasselbe: die Vorbereitung des Menschen für die Herrschaft des Antichrists, die dem Ende der Zeiten vorausgeht.

Tatsächlich sind sich heute viele darüber einig, daß die nach der Großen Französischen Revolution einsetzende strukturelle Umwandlung der menschlichen Gesellschaft seit dem ersten Weltkrieg den Menschen selbst erfaßt hat. Zwei christliche Autoren – Berdjajew („Das neue Mittelalter“) und Guardini („Das Ende der Neuzeit“) – haben versucht, den neuen, den „nach-neuzeitlichen“ Menschen und die Lebensformen, die er sich schafft, zu umreißen. Berdjajew vor allem drückt sich in dieser Hinsicht ziemlich deutlich aus. Für ihn gehören der russische Bolschewismus und der italienische Faschismus – Berdjajews Buch erschien erstmals 1923 – schon zum „neuen Mittelalter“, das er durch Barbarisierung und den Untergang von Humanismus, Individualismus und formalem Liberalismus (Demokratie) charakterisiert sieht. Guardini äußert sich in ähnlichem Sinne, wenn auch nicht ganz so konkret.

Übertragen wir die Spekulationen Berdjajews und Guardinis auf das historische Geschehen der letzten Jahrzehnte, dann erkennen wir, daß sie nichts anderes zum Inhalt haben als den Eintritt der Menschheit in die Epoche des Totalitarismus. Nichts anderes aber meint auch die Zeit der apokalyptischen Katastrophen, von der Bloy immer wieder in prophetischen Wendungen spricht. Wenn Berdjajew erklärt, in der neuen Weltsituation gelte nur noch die Entscheidung zwischen einer „gottlosen, antichristlichen Zivilisation“ und einer „sakralen, kirchlichen Kultur“, eine „neutrale, humanistische“ Lösung sei nicht mehr gegeben, so entspricht das genau der Bloyschen Einschätzung. (Karl Pfleger hat schon darauf aufmerksam gemacht, daß Bloy in vielen Gedankengängen Berdjajews „Kronzeuge“ ist.) Die praktischen Folgerungen, die Bloy aus seiner Auffassung zieht, haben sich aber gerade in jenen Äußerungen niedergeschlagen, die bei Götz und anderen Interpreten so heillooses Entsetzen hervorgerufen haben. Denn Bloy antizipiert in seinen Ahnungen nicht nur die totalitäre Menschheitsepoche, sondern er ist auch schon die

christlich-totalitäre Antwort darauf. Wenn er schreibt: „Ich bin für die absolute Theokratie“, und wenn er „bis zum Kommen des Heiligen Geistes“ die Menschheit mit dem Stock – „mag dieser nun der Knüppel des Gangsterhäuptlings oder der Hirtenstab eines Bischofs sein“ – regiert sehen will, so ist das nicht ein Zurückgreifen auf mittelalterliche Träume – nach Berdjajew ist eine „Rückkehr zu den alten westlichen oder östlichen Theokratien“ überhaupt unmöglich. Hier wird vielmehr schon der Ruf nach jener „klerikalen Diktatur“ laut, die für Bernanos die Kapitulation des Christentums vor dem Faschismus darstellt. Und so dürfen wir die historische Rolle Léon Bloys verstehen: daß er, noch ehe die totalitäre Epoche der Menschheit überhaupt sichtbar wurde, sein Christentum schon ganz auf sie eingestellt, auf sie hin geformt hat. Er steht am Beginn des monströsen Totalitarismus als ein bewußtes christliches Monstrum; als solches hat er sich geschaffen und gewollt, und jede psychologische Deutelei und jeder Versuch einer differenzierenden moralischen Beurteilung seiner Erscheinung verlieren angesichts dieses entscheidenden Faktums ihren Sinn. Blicke lediglich die Feststellung, daß nach Léon Bloy ein anderer Christ, Bernanos, als er den klerikalen Faschismus in Spanien am Werk sah, die tödliche Gefahr eines „absoluten“ Christentums erfuhr und zur Überwindung des Totalitarismus und zur Rettung der Menschheit die Solidarität von Christen und Nichtchristen als einzigen Weg proklamierte.

DEUTSCHE UNIVERSITÄTEN XIII

FELIX GAMILLSCHEG

DIE KARL-FERDINAND-UNIVERSITÄT IN PRAG

Die älteste deutsche Universität besteht heute nur mehr dem Namen nach. Denn wenn die „Karlowa universiteta v Praze“ auch noch den stolzen Namen ihres Stifters führt, wenn auch vor 11 Jahren feierlich der 600. Gründungstag begangen wurde – die größte Universität der volksdemokratischen Tschechoslowakei ist heute, abgesehen von der neuen ideologischen Ausrichtung, wieder rein auf den Bedarf des tschechischen Volkes beschränkt, wie damals, als nach ihrer ersten Blütezeit der böhmische Nationalismus seinen großen Triumph über die „Fremden“ errang und nach dem „Kuttenberger Dekret“ 1409 mit dem Exodus der Deutschen und ihrer Freunde der Geist des Universalismus für immer erlosch.

Die sechs Jahrhunderte ihrer wechselreichen, tragischen, von wenigen Lichtblicken erhellten Geschichte stehen ununterbrochen unter dem Zeichen dieser Auseinandersetzung, die eine durchlaufende Linie von 1409 bis 1945 erkennen läßt. Wenn es auch falsch wäre, die Perspektiven des Nationalitätenkampfes des 19. und 20. Jahrhunderts auf das ausgehende Mittelalter zu projizieren, so bleibt doch der Kampf der autochthonen Einheimischen gegen die „Fremden“ als Merkmal übrig, gegen die Fremden, die aus nationalen, konfessionellen, sozialen oder ideologischen Gegensätzen heraus gehaßt werden.

Mitten in diesen Auseinandersetzungen steht die Universität, aktiv mitwirkend, dann wieder abwartend oder sogar beruhigend, nie aber fähig, Frieden zu stiften – und immer wieder schwer in Mitleidenschaft gezogen. Die Kaiser, die die Universität Wien immer wieder zu neuen Höhepunkten gelangen lassen, wären bereit, auch die Prager Universität an ihrem Reform- und Aufbauwerk teilhaben zu lassen. Aber der ständige Kampf verhindert eine wirkliche wissenschaftliche Führungstellung Prags.

Und doch hätte gerade die Gründung Karls IV. als Mittlerin zwischen Ost und West, zwischen Deutschtum und Slawentum wirken sollen. Der große Kaiser des ausgehenden Mittelalters war von der Mutter her im Lande verwurzelt, aber auch der Sohn des Luxemburgers Johann, der zeit seines Lebens mehr Zeit auf Abenteuer außerhalb seines erheirateten Landes verwendet hatte als auf dessen Regierung. Karl selbst war in Paris erzogen worden, das Pariser Generalstudium beherrschte seine Entwicklung. Pierre Roger, der spätere Papst Clemens VI., war sein Lehrer.

Als Karl dann als Regent die Herrschaft in Böhmen antrat, als er die deutsche Kaiserkrone erhielt, da blieb er gleicherweise dem Volk seiner Mutter verbunden, dem er im Kloster St. Cosmas und Damian beim Vyšehrad eine Pflegestätte slawischer Liturgie und Sprache schuf wie der weltaufgeschlossenen, universalen Ausbildung. Mit Böhmen als Hausmacht sah er nach Osten, nicht mehr, wie die Staufer, nach Süden. Prag wurde zur Residenzstadt, zum Zentrum, wo die Sprache seiner Kanzlei tonangebend für ganz Deutschland wurde.

Hier baute er die erste hohe Schule des Reichs, die, als Paris des Ostens, alle Privilegien und Rechte erhalten sollte, die auch die Universitäten in Paris und Bologna besaßen. 1345 leitete er den Übergang aus der Klosterschule ein, 1347 erteilte Papst Clemens VI. die Erlaubnis; vom 13. April 1348 datierte die Gründungsurkunde.

Die Universität war, ihrer Zeit gemäß, ein geistliches Institut. Der jeweilige Erzbischof fungierte als Kanzler. Die vier Fakultäten – Theologie, Jura, Medizin und die „Artes“ – entstanden damals bereits nach bewährtem Vorbild. Die „universitas“, die Gesamtheit der akademischen Bürger – Magister, Bakkalaurei, Studenten –, wählte aus ihrer Mitte den Rektor. Die Studierenden wieder gliederten sich in die vier Nationen, von denen die böhmische alle unter der Krone Böhmens lebenden Hörer, also Deutsche wie Tschechen, umfaßte, aber auch die Ungarn und Siebenbürger. Zur „bayrischen“ Nation zählten die Besucher aus ganz Süddeutschland, Österreich, der Schweiz, Reichsitalien, Hessen, dem Rheinland und Westfalen. Studenten aus Polen – meist Deutsche –, Litauer, Preußen und Schlesier bildeten die „polnische“ Nation, zur „sächsischen“ schließlich zählte das ganze übrige Norddeutschland. Jede Nation verfügte bei wichtigen Entscheidungen über eine Stimme. Der Rektor sollte abwechselnd aus den verschiedenen Nationen gewählt werden.

Wie der Kaiser selbst mit Stiftungen für die finanzielle Basis sorgte, so wirkte er auch eine päpstliche Bulle, die den Ordensleuten den Besuch des Generalstudiums in Prag empfahl und das Ansehen der jungen Universität hob. Bald überragte Prag die kurze Zeit später erfolgten Gründungen in Krakau und Wien und wurde zu einer der bestfrequentierten Hochschulen des Abendlandes, an die Studenten aus ganz Europa, aus allen Volksschichten zogen. In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts dürfte die Zahl der Studenten, die der Stadt den Stempel aufdrückten, das Tausend bereits weit überschritten haben. Kaiserliche Kanzlei und Universität boten vor allem dem Prager Deutschtum eine starke Basis, während im tschechischen Volk die Mißstimmung über die Bevorzugung des höheren Klerus – auch die Magister des Generalstudiums waren noch durchweg Kleriker – wuchs und die aus dem Westen kommenden Reformideen Eingang fanden.

Um die Jahrhundertwende war auch das Generalstudium bereits von diesen Auseinandersetzungen erfaßt. Zwar war der Anteil der aus der böhmischen Nation kommenden Studierenden immer noch nur ein Fünftel, aber bei der Besetzung der wichtigsten Kollegien waren die Tschechen begünstigt worden, und dann riß Johannes Hus, der Dekan der Artistenfakultät, die Universität mitten in den Ideen- und Machtkampf dieser Zeit. Er verteidigte die Ideen des englischen Reformators Wiclif gegen die deutsche Mehrheit unter den Magistern. Er hielt die tschechische Minderheit auf der Seite des von den Deutschen abgesetzten Königs Wenzel, als die Universität sich zum Gegenkönig Ruprecht schlug, und gewann Wenzel für die Idee, daß eine rein tschechische Universität ihm bereitwilliger das für das Konzil von Pisa benötigte Votum gewähren würde.

Das Kuttenger Dekret setzte daraufhin fest, daß die böhmische Nation fortan bei der Rektorswahl und allen andern Entscheidungen des Generalstudiums drei Stimmen, die übrigen drei Nationen dagegen zusammen nur eine Stimme haben sollten. Als Rektor Henning von Baltenhagen Siegel, Schlüssel, Kasse und Matrikeln an den königlichen Kommissar ausliefern mußte und Zdenko von Labaun als neuer Rektor eingesetzt wurde, verließen mehr als tausend deutsche Professoren, Magister und Studenten die Stadt. Mit vierzig Professoren aus Prag begann die Universität Leipzig 1410 ihre Tätigkeit – aber der Traum Karls IV. von der übernationalen, universalen Bildungsstätte war erloschen.

Die Verurteilung und Hinrichtung des Hus in Konstanz leitete Jahrzehnte erbitterter Kämpfe zwischen „Utraquisten“ und „Taboriten“, den beiden Richtungen tschechischer Reformideen, ein, in denen die Vertreter der Universität nur zeitweise eine gewisse geistige Führerrolle spielen konnten. 1422 wurde Johann von Selau, einer der Führer der Taboriten, hingerichtet, die Sprecher der Gegenpartei, Jakob von Mies und andere, verjagt – für kurze Zeit hörte die Universität ganz auf zu bestehen. Auch die Herrschaft Georgs von Podjebrad konnte dem Generalstudium bestenfalls die Stellung einer Landesuniversität verschaffen. Die aus Wien und Leipzig von neuem zugewanderten Deutschen verließen Prag bald wieder.

1526 zog Ferdinand I. nach dem Tode Ludwigs als neuer König in Prag ein. In diesen Jahren, da in Wien der Humanismus mit Conrad Celtes und andern Wortführern eine neue Blütezeit der Universität brachte, drang in Böhmen das Luthertum stark vor und fand auch bei den Magistern des Generalstudiums starke Unterstützung. Um hier ein Gegengewicht zu schaffen, schickte Ferdinand die Jesuiten nach Prag, die 1556 im Clemens kloster ein straff geleitetes Kollegium errichteten, mit philosophischen und theologischen Studien – der erste Rektor war der große Apostel der Gegenreformation, Petrus Canisius.

Von nun an standen sich zwei Hochschulen in ideologischer, materieller und personeller Konkurrenz gegenüber. Unter den Lehrern am Clementinum waren vor allem Heinrich Blissenius aus Bonn und der Herausgeber des böhmischen Stadtrechtes, Paul Christian von Koldin, bedeutend. Während es der intensiven Erziehung der Jesuiten gelang, die Bevölkerung Böhmens weitgehend wieder dem Katholizismus zu gewinnen, führte die weiterhin utraquistische Universität ein Schattendasein, das unter dem protestantenfreundlichen König Maximilian II. kaum etwas erhellt wurde. Einer der wenigen großen Gelehrten dieser Zeit war der Anatom Johann Jessenius, der als erster die Sektion zweier Hingerichteter, eines Mannes und einer Frau, vor großer Zuschauerschaft vornahm. Die Astronomenschule fand unter Kaiser Rudolf II. in Tycho de Brahe ihren Höhepunkt. Johannes Kepler ging aus ihr hervor.

Der Fenstersturz von Prag leitete 1618 den Dreißigjährigen Krieg ein. Für die beiden Kollegien der Moldaustadt brachten jene Jahre schwerste Erschütterungen, tiefe Eingriffe in ihre Entwicklung. Nach dem anfänglichen Sieg der Protestanten, nach dem Einzug des Winterkönigs war die Verjagung

der Jesuiten, die Vereinigung des Clementinum mit dem Carolinum der erste Schritt. Aber schon drei Jahre später kam der Umschwung am Weißen Berg – unter den Opfern des Blutgerichts starb am Altstädter Ring auch der Rektor Jessenius.

Erst 1638 klärte das Dekret Ferdinands III. nach jahrelangen Streitigkeiten die Lage. In der nunmehr „Carola-Ferdinanda“ genannten Universität behielten die Jesuiten die philosophische und die theologische Fakultät, während die juristische und die medizinische unter der Kanzlerschaft des Erzbischofs neu errichtet wurden. Immer wieder traten die Studenten in jenen Jahren zur Verteidigung der Stadt an, besonders als 1648 die Schweden unter Graf Königsmark heranrückten. Noch lange bildete die Statue des Studentenlegionärs das Wahrzeichen der Prager Studentenschaft.

Das Dekret von 1645 stellte feierlich die Einheit der beiden Teile der Universität – des weltlichen und des jesuitischen – fest. Die Rektorswürde sollte nun unter den vier Fakultäten wechseln, ein königlicher Superintendent wachte bei allen Sitzungen des akademischen Senats über die Interessen des Herrschers. Das Unionspatent war zwar noch zuerst in tschechischer, dann erst in deutscher Sprache verlesen worden, die Universität nahm aber trotzdem nun immer mehr deutschen Charakter an, ein Erfolg des Jesuitenordens und seiner jahrzehntelangen intensiven Erziehung, die naturgemäß bei den Tschechen in zunehmendem Maße verhaßt wurde.

Dieser Umbau genügte nicht, wie gleichzeitig in Wien, zur Reform. Er konnte nicht verhindern, daß bald wieder Stagnation herrschte. Die Jesuiten beriefen sich an ihren Fakultäten darauf, daß sie seit eineinhalb Jahrhunderten nach den gleichen, bewährten Methoden unterrichteten, und lehnten jede Änderung ab. Die Juristen beschränkten ihre Kollegien auf römisches und kanonisches Recht, die Mediziner legten mehr Wert auf ihre Privatpraxis als auf die Erziehung des Nachwuchses. Die Verbesserungsvorschläge, die der Superintendent Birelli auf Verlangen Josefs I. ausarbeitete, verschimmelten in den Schubladen einer Kommission. Der einzige Erfolg dieser Zeit war der längst fällige Neubau des Carolinum.

Erst Maria Theresia – dankbar für die Hilfe der Studenten bei der Verteidigung Prags gegen die Preußen – griff wie in Wien auch in Prag kräftig in die Entwicklung der Universität ein. Nach dem Vorbild der van Swietenschen Reform wurden auch hier für die Medizin, dann für die Rechtswissenschaften neue Lehrpläne verordnet, ohne die Einsprüche der Professoren zu beachten, die überlangen Ferien abgeschafft, aber auch die Besoldung der Lehrer geregelt.

1782 folgten die neuen Studienordnungen für Philosophie und Theologie. Die bisher übliche lateinische Vortragssprache wurde nach und nach durch das Deutsche, als das „National-Idiom des österreichischen Einheitsstaates“, ersetzt. Die Geburtshilfe und die Pastoraltheologie waren die einzigen Fächer, die schon damals auch tschechisch vorgetragen wurden.

Die Maria-Theresianische Reform brachte der Universität Prag eine Zeit wissenschaftlicher Blüte, wie sie sie seit ihrer Gründung nicht mehr erlebt hatte. Der Schlesier Karl Heinrich Seibt, selbst Absolvent der Universität, las

nun deutsche Geschichte, August Meißner Ästhetik und klassische Literatur, Ignatz Kornowa Weltgeschichte, Josef Ignaz Buček politische Wissenschaften.

Das Unterrichtswesen des ganzen Habsburger Reiches stand streng zentralisiert unter der Hofkommission in Wien, die den Provinzialstudienkommissionen die Weisungen erteilte. Auch an den Fakultäten fungierte der staatlich bestellte Direktor vor dem Dekan. Schon vor der Auflösung der Gesellschaft Jesu waren deren Mitglieder innerhalb der Universität immer mehr zurückgedrängt worden, selbst in die Dogmatik brachen schon Dominikaner, die alten Gegner der Jesuiten, ein. Das Toleranzpatent nahm auch der Universität den ausschließlich katholischen Charakter – nun wurden auch die Juden zum Besuch der Schulen, seit 1790 selbst zur akademischen Graduierung zugelassen, doch dauerte es noch ein halbes Jahrhundert, bis die ersten Professoren mosaischer Religion ernannt wurden. Die erste Wahl eines Juden zum Rektor stieß noch in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts auf schwerste antisemitische Opposition.

Die Sprachenverordnung hatte den seit 150 Jahren schlummernden tschechischen Patriotismus geweckt, der sich nun besonders in der Pflege der Landeskunde und -sprache bemerkbar machte. 1783 forderte J. A. Hanke von Hankestein die Errichtung einer Lehrkanzel für tschechische Sprache und Literatur an der Wiener Universität, 1793 wurde auch in Prag Franz Martin Pelzel zum ersten Professor dieses Faches ernannt. Noch aber standen die böhmischen Nationalisten – denen sich in der Zeit der Romantik auch verschiedene deutsch-böhmische Dichter anschlossen – treu zu Österreich. An der Spitze der im Vormärz gegründeten „Monumenta Bohemica“ wirkten die Grafen Sternberg, Goethe und Erzherzog Johann – der spätere Reichsverweser von 1848 – waren an der Gründung mitbeteiligt.

Erst die Revolution 1848 kündigte den Durchbruch des Tschechischen an. Noch am 16. März forderten die Hörer der Universität und der Technischen Hochschule die Abhaltung der Vorlesungen in beiden Landessprachen. Ein Ministerialerlaß gab schon 14 Tage später diesem Wunsch nach, und schon vom Studienjahr 1848/49 an wurde an allen Fakultäten ein Fach nach dem andern auch in tschechischer Sprache vorgetragen, doch blieb die Ablegung der Prüfungen noch ans Deutsche gebunden.

Ein Vorstoß Franz Ladislaus Riegers in Richtung auf die vollständige „Utraquisierung“ der Universität – die Führung deutscher und tschechischer Lehrkanzeln nebeneinander, wie sie an der Technischen Hochschule bereits 1863 erreicht worden war – wurde zwar 1866 nochmals abgewehrt, aber auch weiterhin wurden alle wichtigen Fächer in beiden Sprachen gelesen, die Kundmachungen der akademischen Behörden in deutsch und tschechisch veröffentlicht und die akademischen Würdenträger aus beiden Völkern gewählt. Das Gesetz vom 3. März 1882 schloß diese Entwicklung ab: Von Beginn des Wintersemesters 1882/83 an bestanden in Prag zwei Universitäten, die „k. u. k. deutsche Karl-Ferdinands-Universität“ und die „k. u. k. böhmische Karl-Ferdinands-Universität“ in räumlicher Trennung und gesonderter Verwaltung. Der Wille, beiden Natio-

nen gerecht zu werden, war für eine Lösung maßgebend, die auf die vor mehr als einem halben Jahrtausend bestimmte, aber nie echt verwirklichte Einheit verzichten mußte.

Zu dieser Zeit war die Bewegung des „Bohemismus“ bereits erloschen, die romantischen Versuche, gemeinsam die Geschicke des Landes zu gestalten, waren von heftigstem Nationalitätenkampf abgelöst worden, in dem gerade die deutschen Bewohner Böhmens – und an ihrer Spitze die Prager Studenten – ihrerseits zum großdeutschen Nationalismus gedrängt wurden. Auch sie waren für die Trennung der Universität eingetreten, um den deutschen Charakter wenigstens der einen Hälfte retten zu können. Versuche, die deutsche Universität nach Reichenberg zu verlegen, kamen nicht zur Ausführung. Wie die 500-Jahr-Feier 1848 in den Wirren der Revolution ausfallen mußte, so ging auch die 550-Jahr-Feier in Krawallen unter.

Die Trennung schien zunächst wirklich den deutschen Charakter der einen Hälfte zu garantieren – materiell aber bedeutete sie eine schwere Belastung. Die tschechischen Studenten traten fast geschlossen auf die „böhmische“ Universität über, auch von den Professoren – selbst von denen, die bisher deutsch publiziert und vorgetragen hatten – gingen viele hinüber, wo sie mit einer wesentlich größeren Hörerzahl rechnen konnten. Die deutschen Hörer dagegen – von Haus aus zahlenmäßig den Tschechen unterlegen – wurden vielfach von den andern österreichischen oder deutschen Universitäten – Wien, Innsbruck, Erlangen, Leipzig – angezogen. Gerade die starke Stellung, die die schlagenden Verbindungen im Zeichen des Volkstumskampfes an der Universität innehatten, veranlaßte manchen Nicht-Korporierten zur Abwanderung.

Auch für den Lehrkörper wurde Prag immer mehr zum Durchgangsort. Zahlreiche wissenschaftliche Koryphäen, die dann an den innerösterreichischen Universitäten zu Weltruf kamen, stammten aus Böhmen und lehrten anfangs in Prag. Ludwig Mitteis sorgte in Prag für die Wiederbelebung des Römischen Rechts, bevor er nach Wien und dann nach Leipzig ging. Der Philosoph Carl Exner lehrte hier, bevor er die Reformideen Thuns im Ministerium in Wien in die Tat umsetzte. Der Vater des späteren Nobelpreisträgers Carl Ferdinand Cori war Ordinarius für Zoologie in Prag und mehrmals Rektor der deutschen Universität. Der Botaniker und Nobelpreisträger Hans Molisch, der Nationalökonom und Finanzminister Böhm-Bawerk und viele andere stammten aus dem böhmischen Raum. Von den Größen der Zwischenkriegszeit, die von Prag kamen und in Wien zu Rang und Ansehen gelangten, seien nur Josef Nadler, Joseph Keil und Richard Meister genannt.

Es war nur eine logische Folge der politischen Entwicklung, daß 1920 die junge Tschechoslowakei die tschechische Universität als alleinige Rechtsnachfolgerin der alten Karls-Universität proklamierte und die deutsche als Neugründung von 1882 bezeichnete. Das Pendel schlug zurück, als 1939, nach Hitlers Einmarsch, die tschechische Universität nach Studentendemonstrationen geschlossen wurde – und wieder entgegengesetzt, als 1945 ein Dekret des zurückgekehrten Staatspräsidenten Beneš die deutsche Universität als

„dem tschechischen Volk feindliche Einrichtung“ für „ewige Zeiten“ aus- tilgte.

Der erst im letzten Jahrhundert zur Todfeindschaft gegen die deutschen Be- wohner des böhmischen Raums gewordene alte Antagonismus der Tschechen gegen die „andern“ endete auch an der Universität im Blut. Während des Kriegs wurden mehrere tschechische Dozenten und Studenten von der SS hingerichtet. Nach dem Attentat gegen Hitler beging der vorletzte Rektor der Deutschen Universität, Prof. Klausing, Selbstmord. Der letzte Träger der Amtskette, Prof. Albrecht, wurde in den Maitagen 1945 vom wütenden Mob erschlagen. Mit den dreieinhalb Millionen Sudetendeutschen wurden auch die meisten Prager deutschen Professoren und Studenten über die Grenze verjagt, viele von ihnen verkamen in den Gefängnissen und Lagern.

Der Friede aber trat auch dann noch nicht ein. Nun lag die Tschechoslowakei – vor allem nach dem Februarputsch 1948 – hinter dem eisernen Vorhang, aus- geliefert den Erziehungsexperimenten der Kommunisten. Mit einer gewaltigen Steigerung des Hochschulpotentials ging die Ausrichtung auf die Parteilinie Hand in Hand. Im Gefolge des Umschwunges von 1948 wurde der damalige Rektor, Prof. Engliš, auf Grund eines Beschlusses des „Aktionsausschusses der juristischen Fakultät“ von seiner Funktion abberufen und mit fünf weiteren Professoren enthoben. Sein Schicksal teilten zwölf Professoren, zwei Lektoren und zwei Assistenten der philosophischen Fakultät und zahlreiche Kollegen anderer Hochschulen. Unter den ausgeschlossenen Studenten befand sich auch der Obmann des Hochschülerverbandes.

Wenige Monate vorher hatte Engliš bei seiner Inauguration betont: „Demo- kratie, Freiheit, Anständigkeit und Wahrheit sind die Grundlagen, die letzten Endes den Sieg davontragen werden . . . Ich kann namens der ganzen Karls- Universität erklären, daß die Universität auf ihre Freiheit unter keinen Um- ständen verzichten wird!“ Ihm antwortete sechs Wochen später Informations- minister Kopecky in einer Ansprache an die Studenten, daß „sich die Arbeiter nicht mehr länger dafür plagen werden, damit für Milliarden Steuergelder an den Hochschulen Bastionen der Reaktion errichtet werden . . . Wir glauben, daß die Studenten früher oder später alle mit uns gehen werden. Nichts anderes wird ihnen übrigbleiben . . . Gegenaktionen sind Hochverrat . . .“

BLICK IN DIE ZEIT

JOACHIM H. KNOLL

WERK UND METHODE DES HISTORIKERS ERICH EYCK

Die deutsche Geschichtsschreibung der im engeren, akademischen Sinn Nichtfachgelehrten hat eine breite und gute Tradition und findet auch bei den Spezialhistorikern Anerkennung und Beachtung. Erich Eyck, der erst mit mehr als fünfzig Jahren zur Historie fand, stieß von der Jurisprudenz zur Geschichte vor, was für seine Geschichtsdarstellungen, besonders im Hinblick auf die Staatsrechtslehre, bisweilen von Vorzug gewesen ist. Seither hat er sich mit solch beachtlichen Publikationen vorgestellt, daß man ihn ohne Zögern unter die großen Historiker unserer Tage wird einreihen dürfen. Man kann von ihm behaupten, daß er, von freilich vorgefaßtem Standort, die neueste deutsche Geschichte von der Reichsgründung bis zum Zerfall der Weimarer Republik auf seine Art bewältigt hat. Gleichzeitig hat er über den deutschen historischen Raum hinausgegriffen, indem er sich der englischen Geschichte mit zwei markanten Biographien zugekehrt hat. Mit seiner Gladstone-Biographie hat er zugleich das England des 19. Jahrhunderts und mit dem Buch „*Die Pitt's und die Fox's*“ des 18. Jahrhunderts durchleuchtet. Sein Interesse gilt, was sich hier schlagartig ausdrückt, dem Biographischen, von dem aus er einen Geschichtsabschnitt angeht. Man wird diese Methode streckenweise anzweifeln können, zumal wenn das Eindringen in die Geschichte allzusehr auf psychologische Mittel abgestellt wird, aber dem Eindruck einer dadurch besonders lebendigen, weil im Agieren gefaßten Geschichtsschreibung wird man sich nicht verschließen können. Zu dem starken Zug biographischer Betrachtung kommt das juristische Metier, dem die Gefahr, Schuldige aufzuspüren, anhaften kann. Erich Eyck ist dieser Gefährdung weithin unterlegen. Die auf einen linksorientierten Liberalismus gründende Passion für alles Geschichtliche und die juristische Bestimmung, Recht zu sprechen, sind die Antriebe für eine urteilende und richtende Geschichtsschreibung. Ob es sich nun um Bismarck, Wilhelm II., Schacht oder Hindenburg handelt, überall wird diese Methode appliziert. So leicht Verzerrungen dadurch auch entstehen können, zur Charakterisierung trägt ein derartiges Vorgehen vorzüglich bei.

Seine Publikationen zur deutschen Geschichte gleichen einem farbenfrohen, vielgestaltigen Tryptichon, deren Flügel die Bismarck-Biographie und die Geschichte der Weimarer Republik bilden, während „*Das persönliche Regiment Wilhelms II.*“ den Mittelteil darstellt, ein Vergleich, der den historischen Ablauf im Auge hat.

Zunächst wird es gelten, diesen Mittelteil des Näheren zu betrachten. Man kann nicht behaupten, es bestünde ein Mangel an Darstellungen des Zeitalters zwischen 1870 und 1918, als deren Autoren ich nur nennen möchte Erich Brandenburg, Fritz Hartung, Veit Valentin, Hermann Oncken, Karl Lamprecht, Adalbert Wahl, ganz zu schweigen von dem breit

dahinfließenden Strom spezieller Untersuchungen. Jüngst haben sich, beschränkt auf Wilhelm II., Hans Helfritz und Anton Ritthaler geäußert. Und doch ist uns noch nicht die Biographie Wilhelms II. an die Hand gegeben. Der Versuch von Hans Helfritz ist, von dem unhistorischen Prinzip der posthumen Ehrenrettung getragen, mißglückt. Walter Goetz hat das in einer ausführlichen Besprechung in der „Historischen Zeitschrift“ dargetan. Gerade nach dieser einseitigen Weißwäsche, mit der dem Andenken Wilhelms II. kein guter Dienst erwiesen wurde, wird die Schrift des Münchner Historikers Anton Ritthaler „Kaiser Wilhelm II.“ von allen Geschichtsfreunden nur begrüßt werden, weil sie bei aller positiven Wertschätzung die kritische Einstellung nicht vermissen läßt.

Beide Arbeiten sind bewußt antithetisch zu Erich Eycks voluminösem Band „Das persönliche Regiment Wilhelms II.“ geschrieben, das die negativen Akzente gewiß in vielem zu hart setzt. Die provokatorische Absicht, die die reichliche und weit ausgebreitete Dokumentation zu überdecken droht, wird schon im Titel kundgetan. Hier wird eine Epoche unter das singuläre Zeiterlebnis einer Person gestellt, was schon eine Verkürzung bedeutet, und gleichzeitig wird eine gefühlsmäßige Erfahrung zu einer staatsrechtlichen Behauptung umkonstruiert. Der Vorwurf des persönlichen Regiments ist so absolut, wie ihn Eyck erhebt, nicht haltbar. Der Staatsrechtler Ernst Rudolf Huber hat gleich nach Erscheinen des Buches seinen Einwand gegen die staatsrechtliche Fiktion, deren Eyck sich bedient, vorgebracht, indem er institutionelles persönliches Regiment und improvisiertes persönliches Regiment unterschied. „Daß das unter Wilhelm II. entwickelte Regierungssystem“, so schreibt Huber, „kein institutionelles persönliches Regiment, also kein System ständiger, regelmäßiger, durchgängiger Staatsleitung durch den Monarchen selbst darstellte, liegt auf der Hand. Was man dem Kaiser zum Vorwurf macht, ist die improvisierte Selbstregierung, die sich in willkürlichen, gelegentlichen, fast zufällig zu nennenden Eingriffen in den normalen Gang der Regierungstätigkeit dokumentierte, Eingriffen, die aber eben wegen ihres unberechenbaren, überfallartigen Charakters als um so stärkere Störung und oft als verletzend herausfordernd wirkten.“ Wenn man formale, verfassungsrechtliche Kriterien zur Argumentation anzieht und bloße Sentiments zurückstellt, läßt sich der Begriff des persönlichen Regiments nicht halten. Es scheint heute mehr als erwiesen, daß sich Wilhelm II. an die verfassungsmäßig vorgeschriebene konstitutionelle Regierungsweise gehalten hat. Das gilt für den Sturz Bismarcks ebenso wie für die Entlassung Caprivis, die im Rahmen der kaiserlichen Vorbehaltsrechte durchaus legitim waren. Darüber hat Fritz Hartung vor der Deutschen Akademie der Wissenschaften in Berlin 1952 ausführlich referiert. Andererseits wird man aber – und darin liegt unbestreitbar das Verdienst Erich Eycks – den rhetorischen Personalismus nicht bagatellisieren dürfen. Daß Wilhelm II. durch seine unglückliche Neigung zu plötzlichen Einfällen und unausbalancierten Reden, mit denen er nicht nur die deutsche Öffentlichkeit schockierte, der Monarchie schwersten Schaden zugefügt hat, wird man im Anschluß an Eyck einschränkungslos zugeben. Des Kaisers bramarbasierende Eloquenz, die das Pathologische streift, hat zu vielen fatalen Entgleisungen geführt, die ihn in den Verdacht des unberechenbaren Krypto-Absolutismus brachten. Man erinnere sich an folgende markige Sentenzen: „Einer ist Herr im Reich, keinen anderen dulde ich“, „sic volo, sic iubeo“, „suprema lex regis voluntas“, „Zu Großem sind wir noch bestimmt, und herrlichen Tagen führe ich euch entgegen“, „wenn euer Kaiser es euch befiehlt, müßt ihr auf Vater und Mutter schießen“. Es ist weder ein guter Trost, noch bedeutet es eine historische Ehrenrettung, wenn man feststellt, daß diesen

rhetorischen Exzessen niemals entsprechende Taten folgten. Wilhelm II. hat viel dazu getan, die antideutschen Affekte zu nähren und die Weltöffentlichkeit gegen sich selbst aufzubringen. Zu Recht hat Eyck unter diesem Gesichtspunkt die berühmte Hunnenrede bei Beginn des Boxer-Feldzugs 1900 zitiert: „Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht. Wer euch in die Hände fällt, sei euch verfallen . . .“ Der Vergleich mit Hitler liegt hier auf der Hand, und die ressentimenterfüllte Re-education hat sich eine derartige Geschichtsverkürzung für einige Zeit zu eigen gemacht. Aber solchen Vergleichen müssen wir uns, schon aus Qualitäts- und Proportionsgründen, verschließen. Alle Geschichtsbetrachtung, die das rhetorische Material wie Eyck überwertig ausbeutet, macht sich der Einseitigkeit schuldig, zumal bei einer so widerspruchsvollen Natur wie Wilhelm II. Natürlich ist der Aussagewert negativer Urteile, etwa der Königin Alexandra oder König Eduards, auf die Eyck hinlenkt, unbestreitbar, aber um der Gerechtigkeit willen müßte man dann auch die Kommentare zum 25jährigen Regierungsjubiläum begeben, die Eyck, weil konzeptionsstörend, unterschlägt. Im Jahre 1913, die Daily-Telegraph-Affäre lag weit zurück, und der Kaiser hatte seither eine beträchtliche rednerische Enthaltsamkeit geübt, hat selbst die Linke an Wilhelm II. sympathische Züge entdeckt. In dem ersten Dezennium des neuen Jahrhunderts war es gewiß geworden, daß Wilhelm II. keinen imperialistischen Eroberungswillen hatte, obwohl die Königin Alexandra ihm eine „manie de régenter tout le monde“ nachsagte. Mit dem Kriegsverzicht während der ersten Marokkokrise 1905/06 hat er sich weit eher den Namen eines Friedenskaisers beigelegt, seinen eigenen Reden zum Trotz.

Wir müssen unsere Betrachtung noch auf ein markantes Ereignis lenken, das Eyck in seiner Darstellung zur Begründung seiner durchgängigen These besonders hervorhebt: die Daily-Telegraph-Affäre. An diesem Punkt geht Eyck besonders hart mit dem letzten deutschen Kaiser ins Gericht, aber aus heutiger, historisch geklärter Distanz möchte man in diesem Zusammenhang eher von einem Fall Bülow als von einem Fall Wilhelm reden. Formal kann den Kaiser der Vorwurf eigenmächtiger Handlungsweise nicht treffen, was natürlich inhaltlich das törichte Interview nicht entschuldigt. Der Kaiser hat sich an den vorgeschriebenen Weg gehalten, sich der Übereinstimmung mit dem Kanzler und dem Auswärtigen Amt zu versichern. In erster Linie hätte den glatten homme d'expédient Bülow das Verdikt der Illoyalität treffen müssen. Entgegen seinem ursprünglichen Ansatz hat Eyck zugeben müssen, daß der „Kaiser ganz verfassungsmäßig gehandelt habe, indem er die Veröffentlichung von dem Votum des staatsrechtlich verantwortlichen Kanzlers abhängig gemacht hatte“. Mit diesem Ereignis ist in Deutschland der Übergang zum parlamentarischen System eingeleitet worden, nicht zuletzt dadurch, daß die Unantastbarkeit des Monarchen durchbrochen wurde und die Kritik hinfort parlamentarisch vorgebracht werden konnte. Eine aktive Gestalt ist Wilhelm II. gewiß nie gewesen, worin er – im Gegensatz zu seinem eigenen Wunschbild – Friedrich Wilhelm IV. ähnelt, ohne freilich dessen originellen Gedankenflug zu besitzen. Die ihm eingeborene Schein-Aktivität mußte zu Beginn des 1. Weltkriegs jedem einigermaßen kritisch Denkenden aufgehen; die militärischen Routiniers hatten sie längst erkannt und weidlich für sich ausgebeutet. Man wird bei allem historischen Vorbehalt gegenüber Wilhelm II. darum der Schlußthese Eycks nicht zustimmen können, zumal wenn man die staatsrechtliche Exaktheit im Auge behält: „Der wahre Schuldige ist das System, das die Entscheidung über das Schicksal eines ganzen Volkes in die Hand eines

einzelnen, noch dazu völlig unfähigen Individuums legte und das die richtige Verteilung der Kräfte zwischen politischer und militärischer Gewalt nicht gefunden hatte. Das persönliche Regiment Wilhelms II. und der deutsche ‚Obrigkeitsstaat‘ versagten angesichts der schwersten Probe, auf die sie gestellt wurden, vollkommen . . .“ Ich möchte als letzte kritische Stimme noch Ernst Rudolf Huber anführen: „Nicht ein Überschuß an echter persönlicher Aktivität, sondern die durch rednerischen Pomp vorgetäuschte Schein-Aktivität, verbunden mit passivem Zurückweichen und Treibenlassen in der existentiellen Krisis, ist das Kennzeichen der Persönlichkeit des Monarchen, in dem und durch den die deutsche Monarchie gescheitert ist.“

Vor diesem Werk über Wilhelm II. erschien Eycks dreibändige Bismarck-Biographie, mit der er sich mit einem Ruck in die vorderste Reihe der Neuzeit-Historiker stellte und eine heftige Bismarck-Diskussion in Gang brachte, die zu diesem Zeitpunkt nicht gerade hoch im Schwange war. Dieses Werk hat ihm trotz geteilter Aufnahme, die seine Zuspitzung mit sich bringen mußte, einen hohen wissenschaftlichen Rang gesichert. Mit ihm hat die Bismarck-Forschung Profil und Auftrieb erhalten. Diese war bis zu diesem Zeitpunkt auf die Schablone „Blut und Eisen“ oder „Realpolitik“ eingestellt, es wurden in ihr nur die extremen Möglichkeiten, Bewunderung oder Polemik, durchexerziert. Durch das Werk Erich Eycks und die Bismarck-Biographie von A. O. Meyer sind die biographischen und politischen Schattierungen klarer hervorgetreten. Eyck hat auch hier wieder die linksliberale Ausgangsposition, was sich allerdings für eine Bismarck-Biographie nicht unbedingt vorteilhaft auswirkt. Das historiographische Prinzip Rankes wird dabei außer Kraft gesetzt, und inadäquate Maßstäbe kommen zur Anwendung. Unmittelbar nach dem Erscheinen des dreibändigen Werkes haben namhafte Forscher, wie Rothfels, Ritter und Voßler, auf diese Ungemäßigkeiten aufmerksam gemacht. Eyck hat später in einer Kurzfassung der Bismarck-Biographie, die übrigens diese Schwächen noch nachhaltiger markiert, diese Vorwürfe zurückgewiesen.

Einige Hauptzüge der Biographie seien hervorgehoben: Auf der einen Seite steht die Bewunderung und Heroisierung der Bismarckschen Politik, insonderheit der Reichsgründung, auf der anderen Seite durchleuchtet er mit psychologischen Mitteln diesen Staatsmann und findet dabei wenig Moral, Freiheitlichkeit und politische Fairneß. Da fallen dann die Worte: „Metternich redivivus“, „Grundsatzlosigkeit“, „Machiavellismus“ und so fort. Das Verständnis für die konservative, vom Machtaristokratismus ausgehende Konzeption mußte Eyck verschlossen bleiben, da er von der Gegenseite seine Argumentationen herleitet. Wenn der Verlegenheitsliberale Heinrich von Treitschke davon spricht, daß Bismarck von den sittlichen Mächten in der Welt nichts ahne, oder der bläßliche Selbstverwaltungstheoretiker Twisten gegen die Vermehrung der allgemeinen Demoralisation agitiert, dann steht Eyck auf ihrer Seite. In einem Fall stellt sich jedoch Eyck mit nur geringen Einschränkungen voll hinter Bismarck, bei der Reichsgründung, weil er hier die liberale Sehnsucht nach staatlicher Einheit verwirklicht sieht. Da rühmt er die „unvergleichliche Größe von Bismarcks Leistung, die Erfüllung des deutschen Einheitstraums in einem großen und ruhmvollen Reich. Diese Politik Bismarcks“, so fährt er fort, „muß zu seinen höchsten Ruhmestiteln gerechnet werden. Denn sie zeigt, daß er sich frei hielt von dem Rausch, welcher so oft den ergreift, der von Sieg zu Sieg geeilt ist. Als wahrer Staatsmann schätzte er sowohl die Kräfte des Deutschen Reiches wie der andern großen europäischen Mächte nüchtern ab und ließ

sich nie von grandiosen Träumen einer Weltpolitik benebeln. Wir dürfen annehmen, daß er sich besonders gegen solche Phantasien verwahrte, wenn er seinen Landsleuten das schwer verstandene Wort zurief: Die Politik ist die Kunst des Möglichen. Zu diesem Schritt freilich, der diese Lehre hätte ergänzen müssen, die Deutschen dazu zu erziehen, für ihr Geschick die Verantwortlichkeit selbst zu übernehmen, konnte er sich nicht entschließen.“

Mit diesem Schluß lenkt Eyck auf die Bismarcksche Innenpolitik hin: Das neue Reich und dessen Schöpfer waren auch nicht mit einem Tropfen demokratischen Öls gesalbt. Nebenbei sei nur erwähnt, daß er die Außenpolitik Bismarcks von der Innenpolitik her beurteilt. Wenn man sich für die Bewertung der Innenpolitik die liberale Position zu eigen macht, kann man der Bismarckschen Politik nicht gerecht werden. Der Linkliberalismus, selbst noch der 70er Jahre, stand unter dem Eindruck der Humboldtschen Staatslehre, einer Staatslehre ohne Staat. Eyck folgt dieser vorgezeichneten Linie. Es ist ein geistesgeschichtlich erregendes Faktum, daß ein Buch, nämlich Humboldts „Grenzen des Staates“, eine politische Bewegung für sechs Jahrzehnte festzulegen vermochte. Der Faktor Macht in der Politik, den der rechte Liberalismus spätestens mit der Reichsgründung verstehen gelernt hatte, blieb der Gefolgschaft um Lasker und nachher Eugen Richter stets unverständlich. Daraus resultieren dann die Vorwürfe des Machiavellismus. Nun muß natürlich im Anschluß an Eyck zugestanden werden, daß Bismarck à la longue das Parteiwesen korrumpiert hat, weil er im unfairen Sinn über den Parteien stand. Sie waren nämlich für ihn nicht zu respektierende Ideenträger, sondern politische Machtzentren, deren man sich je nach Belieben und Notwendigkeit bedienen konnte. Eyck hat richtig gesehen, daß es letztlich Bismarck war, der dem großbürgerlichen Liberalismus das Rückgrat gebrochen hat. In der Politik des Rochierens hat er ihn abgestoßen, als er untauglich zu werden begann – Treuebindung auf parlamentarischer Ebene galt nicht. Auch die gelegentlichen Ausfälle gegenüber dem Parlament wird man Bismarck auf das Schuldkonto anrechnen müssen. Die Leidenschaftlichkeit, mit der er den Parlamentarier Lasker bekämpfte und sich selbst nach dessen Tod nicht mit ihm aussöhnte, hat ihm viele Feinde eingebracht. Lasker, den Eyck für meine Begriffe zu sehr als den bedeutenden Kontrahenten Bismarcks sieht, war gewiß nicht in allem eine liebenswerte Natur, und er hat – etwa bei den Eisenbahnkonzessionen – Bismarck das Leben nicht leicht gemacht, aber daß Bismarcks Haß bis über das Grab hinausdauerte, ist schon damals als peinlich und geschmacklos empfunden worden.

Eycks dem Liberalismus zugetane Geschichtsschreibung ist nicht arm an Enttäuschungen. Er empfindet wie seine Helden die Tragödie Friedrichs III. aufs neue. Der liberale Kaiser, dem die Anglomanie Herzensangelegenheit war, wurde zur unerfüllten Hoffnung. Noch heute erschüttert es den Leser, wenn er in den Tagebüchern Ludwig Bambergers blättert und die Fata morgana des freiheitlich-liberalen Königtums aufziehen sieht. Fragen im Genre „Was wäre gewesen, wenn . . .“ sind zwar historisch reizvoll, aber wohl auch im Nachhinein müßig. Wir wollen dieser Frage in der vorsichtigen Form Eycks hier Raum geben. „Niemand wird je imstande sein, mit Sicherheit zu sagen, wie Friedrich III. das Deutsche Reich regiert hätte, wenn ihm Gesundheit und Leben beschieden gewesen wären. Aber eines darf man sagen: Er war ein Mann von liberaler und humaner Überzeugung, die er auch als Kaiser und König nicht vergessen hätte. Er würde in der Entwicklung des Deutschen Reiches eine Lücke überbrückt haben, die sich als verhängnisvoll erwiesen und bis zum heutigen Tage nachgewirkt hat. Wie anders wäre der Gang der deutschen Geschichte gewesen, wenn

an Stelle dieses jugendlichen Bramarbas ein reifer Mann gestanden hätte, der den Wert der Freiheit kannte und Worte der Menschlichkeit gesprochen hätte.“ Diese Spekulationen sind bis hin zu Max Weber wirksam gewesen, und man hat immer wieder, und ohne Zweifel mit gewisser Berechtigung, die Tragödie Friedrichs III. als die Tragödie der Monarchie und des Deutschen Reiches schlechthin verstanden. Dem Kaiserreich wäre sicher eine längere Dauer beschieden gewesen, wenn sich ein soziales Königtum zu demokratisch-parlamentarischer Strukturierung des Staates entschlossen hätte. Aber die letzten Jahre des Kanzlers verliefen gerade in entgegengesetzter Richtung: das allgemeine, gleiche Wahlrecht, einst die freiheitlichste aller Künste genannt, hätte Bismarck gern wieder abgeschafft, seine staatliche Sozialgesetzgebung hat die Arbeiterbewegung keineswegs freudig akzeptiert, und das von ihm selbst stark gewollte Königtum kam in die falschen Hände. Die großen liberalen Nachfahren, die so kräftig am republikanischen Beginn 1919 mitgewirkt haben: Hugo Preuß, Walther Rathenau, Max Weber, Friedrich Naumann, haben den Zusammenbruch der Monarchie immer wieder aus der antiparlamentarischen Verfassungskonstruktion Bismarcks erklärt, und sie hätten gewiß das Schlußwort Eycks unterschrieben: „Bismarcks Fehler war es, daß Wilhelm II. eine Macht in Händen hielt, die für einen gewöhnlichen Sterblichen viel zu groß war. Und ebenso war es Bismarcks Fehler, daß weder das Deutsche Reich ein Parlament besaß, das diesem Herrscher hätte Zügel anlegen können, noch das deutsche Volk die Unabhängigkeit des Geistes, die einer solchen Lage gewachsen gewesen wäre.“

Dem Gesetz, nach dem Eyck seine Geschichtsschreibung gestaltet hat, ist er auch mit seiner letzten Publikation, als nunmehr Achtzigjähriger, treu geblieben: Es ist die zweibändige „*Geschichte der Weimarer Republik*“. Die Darstellung dieses Zeitraumes erfordert eine geniale, kritische und distanzierte Feder, in die Vorwissen des participant observer's und Quellenstudium einfließen sollten, eine Feder, die sich aufs Zuspitzen dramatischer Knotenpunkte verstehen muß und das Wagnis der Lücke nicht scheut. Erich Eyck hat, da es ihm um ein ganzheitlich-überschauendes Prinzip ging, natürlich nicht die schlechthin kompetente Geschichte der Weimarer Republik schreiben können, die sich nach meinem Dafürhalten auch nur bausteinartig zusammenfügen wird. Karl Dietrich Erdmann, der Kieler Historiker, hat vor einiger Zeit in einem Aufsatz „Die Geschichte der Weimarer Republik als Problem der Wissenschaft“ die für diesen Forschungsbereich gestellten Aufgaben skizziert und dabei die Weite und Vielfalt dieses Gebietes deutlich werden lassen. Die Memoirenliteratur strömt immer reichlicher zu, spezielle Untersuchungen mehren sich, und der Anspruch auf die Geschichte der Weimarer Republik kann nur dort erhoben werden, wo diese Materialien berücksichtigt sind. Karl Dietrich Bracher, der jetzige Ordinarius für Politische Wissenschaften in Bonn, und jüngst der Erlanger Historiker Ludwig Zimmermann haben das für ihren Rahmen getan und sind der entsprechenden Anerkennung gewiß geworden. Bei Eyck tritt das Bemühen, Chronik zu schreiben, zurück um des politisch-historischen Effektes willen, was nicht einen minderen Wert andeuten soll. Schon in der äußeren Struktur, der erste Band endet mit dem Tod Eberts, der zweite hebt mit der Wahl Hindenburgs an, wird die Dramatisierung und Absicht des Verfassers kundgetan. Hindenburg, der General ohne politischen Instinkt, staatsmännisches Wollen und Können, hat nach seiner Ansicht nichts gegen den Zerfall der Weimarer Republik, aber viel dafür getan. Mit ihm geht er hart und auf weite Strecken begründet ins Gericht. Schon von daher beklagt er den Tod

Eberts, dem er rühmliche Worte zugebracht hat, wobei er auch dessen Grenzen sieht, die zum großen Teil durch die gesellschaftlichen und politischen Bedingungen diktiert waren. „Wenn man ihn nicht“, so schreibt Erich Eyck, „zu den großen Staatsmännern zählen kann, deren die Geschichte sich immer erinnern wird, so darf man ihm doch das Zeugnis ausstellen, daß er die unendlich schwierige Aufgabe, die ihm gestellt war, so gut erfüllt hat, wie es überhaupt in den Grenzen des Möglichen lag.“ Das Übermaß plebiszitärer Freiheiten, das die freudigen Demokraten von 1919 dem deutschen Volk geschenkt hatten, ist nach Eberts Tod sichtlich zum Negativen hin ausgeschlagen. Und doch wird man sich darin nicht Eycks Auffassung anschließen können, daß schon in der Verfassung, besonders in den Wahlrechtsmaßnahmen, Elemente, die den Zerfall beschleunigten, enthalten waren, ja, daß schon bei der Geburt der Weimarer Republik gleichsam der Todesschein mit ausgestellt wurde. Damit wird die gesellschaftspolitische Situation zu gering veranschlagt. Ein Zerfallsmoment dürfte doch wohl der Mangel an einer, dieser Demokratie gemäßen, vor allem breiten Führungsschicht gewesen sein. Das Beamtentum und das Militär waren entweder apolitisch oder blickten in die hallyonischen Zeiten der Jahrhundertwende zurück, und die wenigen großen Staatsmänner sind zu früh dahingegangen: Ebert, Rathenau, Stresemann, Erzberger, Naumann, Hermann Müller. Damit ist auch schon der Personenkreis umschrieben, dem Eyck vom Biographischen und von ihrer politischen Leistung her seine Sympathie gibt. Das differenzierte Naturell Walther Rathenaus, dem erstmals Harry Graf Kessler nahegekommen ist, hat Eyck trefflich erschlossen. Schon zu seiner Zeit war der vielseitige Mann vielen unverständlich, vielen verhaßt. Die Wirtschaftler nahmen es ihm übel, daß er zugleich literarisch wirkte – dergleichen war suspekt –, die Literaten betrachteten ihn als unwillkommenen Fremdling, der die Grenzen seines Wirkungsbereiches übertrat. Den Feuilletonisten schien er zu wissenschaftlich, den Wissenschaftlern zu feuilletonistisch – kurz, es mißfiel, daß sich dieser Mann nicht klassifizieren ließ.

Gerade für die Geschichte der Weimarer Republik erweist sich die Methode als vorzüglich, die historischen Knotenpunkte auch, oder vornehmlich vom Biographischen her, anzugehen. Das gilt für die Wahl Hindenburgs, die Eyck als „Triumph des Nationalismus, als eine schwere Niederlage der Republik und des Parlamentarismus“ charakterisiert, ebenso wie für Stresemanns Tod, mit dem Deutschland den Staatsmann verlor, auf den die Welt hörte. Allzu flüchtig mutet jedoch die Behauptung an, daß durch seinen Tod Hitler freie Bahn bekam. Gewiß, von nun an trieb die Entwicklung sichtlich der Krise zu. Brüning, dem Eyck eine freundliche Wertschätzung nicht versagt, hat die ihm möglichen Machtmittel zu spät eingesetzt, obwohl er die nationalsozialistische Gefahr richtig veranschlagte. Daß sich die SPD wegen vergleichsweise nichtiger Fragen in die Opposition zurückzog und nicht nach der Macht strebte, ist ihr Vorwurf und Verhängnis zugleich. Nach Brüning, der durch Hindenburgs Treulosigkeit zu Fall kam, konnte die Krise nur noch verdeckt, aber nicht mehr behoben werden. Papen konnten staatsmännische Qualitäten wahrlich nicht nachgerühmt werden, und Eyck läßt denn hier auch seinen Sentiments freien Lauf. Die im Hintergrund agierenden Jungkonservativen Edgar Julius Jung, Walter Schotte, Freiherr von Gayl, die den Kavallerie-Major Franz v. Papen um einiges überragten, sind mit ihren Plänen, die an Hitler hätten vorbeiführen können, nicht zum Zuge gekommen, weil sie glaubten, vom außerparlamentarischen Raum her ließen sich Reformen anbahnen. Adolf Legalité hat hier weit nüchterner und hinterhältiger gedacht: Dolchstoß gegen den Parlamentarismus über die scheinbare Rechtmäßigkeit und über das Parlament. Dieses Maß an politischer

Kurzsichtigkeit, Unentschlossenheit und einfältiger Gutgläubigkeit, das sich in den letzten Wochen vor dem 30. 1. 1933 offenbarte, ist noch heute erschütternd und beschämend: „Der Versuch des deutschen Volkes, sich selbst zu regieren, war gescheitert.“ Für zwölf Jahre verlöschten die Lichter, und das Wort des Hl. Augustinus wurde wahr: „Ohne Gerechtigkeit – was sind Staaten anderes als große Räuberbanden?“

Wir haben die Werke Erich Eycks kritisch an uns vorüberziehen lassen; wir können sie nicht ohne Einschränkung übernehmen – und das ist wohl auch nicht die Absicht seiner provozierenden Geschichtsschreibung. Aber bei aller Kritik an den Methoden und Thesen dieses Historikers wird man immer wieder seinen Reichtum an Gedanken bewundern, seine klare und konsequente Linienführung, sein intensives Quellenstudium und die faszinierende Diktion seiner Darstellung. Die neuere deutsche Geschichtsschreibung wäre ohne ihn um viele Anregungen und Einsichten ärmer. Zumal in der Bismarck-Forschung wird Erich Eyck, nachdem die Bismarck-Monographie von L. Reiners leider nicht vollendet werden konnte, noch für lange Zeit in der vordersten Reihe stehen.

HILDE SPIEL / DAS BRITISCHE MUSEUM

Zum 200. Geburtstag seiner Gründung

Neun Millionen Bücher in einem einzigen Haus vereint – Labyrinth von Regalen in der Länge von einhundertzwanzig Kilometern. Im kreisrunden Lesesaal zwanzigtausend Nachschlagewerke an der Wand. Zwölfhundertfünfzig Katalogbände, in denen jeder Titel registriert ist. Fast vierhundert Sitze, an denen man mit Muße und Ellbogenfreiheit studieren und exzerpieren kann. Jedes Pult, mit sanftblauem Wachstuch überzogen und mit Legefächern, Bleistiftrillen, Tintenfaß und Lampe versehen, etwa ein Meter zwanzig breit. Jedes Buch von jenen neun Millionen, das man sich erwünscht, im Zeitraum einer einzigen Stunde zur Verfügung. Und wenn der Blick des Lesers, der bedruckten Seiten müde, abirrt und aufwärts schweift, eine Kuppel von der Höhe und dem Edelmaß italienischer Kathedralen. Kurz, eine Bibliothek, wie man sie sich erträumen würde, wenn sie nicht schon existierte. Die Bibliothek des Britischen Museums im Londoner Stadtviertel Bloomsbury. Vor zweihundert Jahren tat sie ihre Pforten auf. Sie war nicht die erste öffentliche Büchersammlung Europas. Die war bereits 1643 in Paris, als Bibliothèque Mazarine, aus dem Nachlaß des großen Kardinals gegründet worden. Auch das thesesianische, von jesuitischer Gelehrsamkeit beherrschte Wien besaß seine Hofbibliothek, die freilich mehr durch architektonischen Prunk als durch die freizügige Universalität ihres Bücherbestandes verblüffte. London, die Stadt der Sammler, Forscher und Philosophen, hatte seinen Bürgern noch keine große und allgemeine Studierstätte geschenkt, an der sie sich das gesammelte Wissen der Vergangenheit und Gegenwart einverleiben konnten. Wie immer in England, und wie überall zu jener Zeit, ging schließlich aus privaten Stiftungen eine Institution für das Gesamtwohl hervor.

Seit einem halben Jahrhundert hatte in einem kleinen Londoner Stadthaus die Sammlung eines gewissen Robert Cotton gelegen, der ein Antiquar Elisabeths I. gewesen war und Bücher, Manuskripte, Münzen, Medaillen und andere Raritäten bei sich aufgehäuft hatte. Sein Erbe, unter dem sich eine griechische Genesis aus dem 5. Jahrhundert und Abschriften frühester englischer Epen aus dem 10. Jahrhundert befanden, war von seinem Enkel der Nation überlassen worden. Unzureichend aufgestellt, der Öffentlichkeit nicht zugänglich, bedurfte Robert Cottons Bibliothek dringend einer würdigen Behausung. Als um 1750 der Nachlaß des Londoner Arztes und Kunstfreunds Sir Hans Sloane, der vor allem medizinische Werke, aber auch wertvolle Manuskripte an sich gebracht hatte, ebenfalls dem Staat zufiel, sah man den Augenblick gekommen, die beiden Sammlungen in einem Gebäude zu vereinen. Ein dritter Bücherschatz aus dem Besitz Edward Harleys, Grafen von Oxford – besonders reich an orientalischen, hebräischen und frühchristlichen Texten –, war um dieselbe Zeit seiner Witwe und Tochter abgekauft worden. Nachdem auf diese Weise viele Tausend Bände wissenschaftlicher, religiöser und schöner Literatur zusammengetragen worden waren, übergab endlich auch Georg II. die von seinen Vorgängern angelegte königliche Bibliothek der Nation. Damit wurde ihr neben der damals ältesten erhaltenen Fassung der griechischen Bibel, dem berühmten Codex Alexandrinus, neben dem herrlichen mittelalterlichen Psalter der Königin Ingeborg auch das Recht zuteil, von jedem in England veröffentlichten Buch ein Exemplar in Anspruch zu nehmen. Der Grundstock zur größten Bibliothek der Welt war gelegt.

Ein Gebäude von ausreichendem Umfang sollte sich ebenfalls finden. Ralph, der erste Herzog von Montagu, hatte sich zu Ende des 17. Jahrhunderts ein prachtvolles Renaissancepalais in Bloomsbury errichtet, das kurz danach abgebrannt, aber im gleichen Stil wiederhergestellt worden war. Mit einem Teil des Geldes, das durch eine öffentliche Lotterie aufgetrieben und für den Ankauf der Harley-Bibliothek verwendet worden war, erwarb die Nation dieses schöne und geräumige Haus. 1759 waren die vier wertvollen Sammlungen von Büchern und Kunstschatzen katalogisiert, aufgestellt und unter dem Namen Britisches Museum dem Publikum erschlossen. Seither sind Legionen von Gelehrten und Studenten, Schriftstellern und Staatsmännern durch dieses Reich des Geistes gewandert, um Wissen und Wahrheit darin zu suchen. An Pulten, die zum Teil noch heute stehen, saßen Sir Horace Walpole und Doktor Johnson, Thomas Carlyle und Macauley, Gladstone und Disraeli, Dickens und Thackeray, Bernard Shaw und Winston Churchill. Als Chrustschow und Bulganin Staatsbesuch in London machten, standen sie ehrfurchtsvoll vor zwei Pulten, Nummer G 7, wo Karl Marx mit Hilfe gewaltiger Folianten und noch umfassenderer Notizen sein „Kapital“ verfaßt hatte, und vor L 13, Lenins angestammtem Platz in den Jahren des Exils.

Nicht von allem Anfang an bestand der vorbildliche, reibungslose Bibliotheksdienst, wie er heute einzig dasteht. Der ursprüngliche Lesesaal war ein langes Gewölbe mit zwei hohen Fenstern, in dem vereinzelte Adepten der Dichtung und Wissenschaft in aller Stille darauf harrten, daß jemand ihre Wünsche erfüllte. Disraelis Vater, der bekanntlich Anthologien und Sentenzensammlungen herausgab, beschrieb in seinem späteren Leben den Leseraum des Britischen Museums, wie er ihn 1786 kannte. „Da saßen wir, wenig beachtet, und dämmerten schweigend und vergessen dahin; denn manchmal mußten wir einen Tag oder länger warten, bis der Band, den wir so eifrig angefordert hatten, endlich auf unserem Pult erschien.“ Daß der Zustand, den Disraeli père schildert, auch heute noch

in einer ehrwürdigen und liebenswerten Anstalt wie der Wiener Nationalbibliothek besteht, die gleichfalls einen Tag braucht, um ein vor 1932 veröffentlichtes Werk auf ihren Regalen zu finden, ist eine andere Sache. Dem englischen Leser der Gegenwart, der in einer Stunde ans Ziel seiner Wünsche gelangt, erscheint dieser Zustand antiquiert wie die Ölfunzel, bei deren Licht Disraeli seinen Ovid und Livius las.

Zu den vier ursprünglichen Erbmassen der großen Büchersammlung gelangten im 19. Jahrhundert nicht nur sämtliche englischen Neuerscheinungen, sondern auch weitere Hinterlassenschaften. Drei Familien, die Towneleys, die Elgins und die Knights, trugen erheblich zum Bestand des Britischen Museums bei, und ihre Nachkommen wurden, wie zuvor die der Cottons, der Sloanes und der Harleys, in seinen Verwaltungsrat aufgenommen. 1823 schenkte Georg IV. dem Lesesaal die Privatbibliothek seines Vaters. Acht Jahre später übergaben ihm die Erben der aristokratischen Egertons und Arundels alte Manuskripte von unvergleichlichem Wert. Immer mehr wuchsen die Schätze des Museums, und immer geringer wurde der Raum, in dem sie aufbewahrt werden konnten. Neue Bücherfreunde kamen in Gestalt von italienischen Flüchtlingen des niedergeschlagenen Risorgimento hinzu, und einer von ihnen, Panizzi, sollte sich höchste Verdienste um die Neugestaltung des inzwischen unzureichend gewordenen Instituts erwerben. Zunächst schritt er, nachdem er als Bibliothekar angestellt worden war, an die Anlegung eines neuen Katalogs, der nicht mehr thematisch, sondern alphabetisch geordnet werden sollte. Der erste Versuch scheiterte an der Masse des Materials und der Knappheit an Helfern. Panizzi, den man damals einen „italienischen Vulkan in einem Ziergärtlein nannte“, tobte, bettelte und drohte, streckte aber schließlich die Waffen vor einem allzu sparsamen Verwaltungsrat. Immerhin gelang es ihm, den Ankauf von neun weiteren Häusern in Bloomsbury durchzusetzen, auf deren Grund und Boden das Montagu-Palais erweitert werden konnte. Um die Mitte des Jahrhunderts begann der Umbau, und 1854 hob sich, inmitten einer Reihe neuer Flügel, die hohe Kuppel des runden Lesesaals hervor. Sie wurde unverzüglich zu einem der *Mirabilia Londini*, der Wunder von London.

Wenige wissen, daß das Vorbild dieses Kuppelsaals die kleine Bibliothek zu Wolfenbüttel war, deren Büchersammlung schon Lessing zu betreuen hatte. Hier hinkte London hinter einer deutschen Duodezhauptstadt her. Die englische Erfindung jedoch, die Regale der Lagerräume aus Eisen zu konstruieren, bedeutete eine Revolution der bisherigen Methode, Bücher aufzubewahren. Mit ihrer Hilfe waren die Bände, die um die Jahrhundertwende bereits eineinhalb Millionen zählten, übersichtlich und mühelos in den Wandelgängen der Anbauten unterzubringen. Auch Panizzis Traum von einem alphabetischen Gesamtkatalog, der dem Publikum jederzeit zugänglich war, diese wirklich wichtigste Einrichtung jeder Bibliothek, erfüllte sich bald nach seinem Tode. 1888 waren die zwölfhundertfünfzig Katalogbände abgeschlossen, der Zusatzkatalog endete mit dem letzten Tag des Jahrhunderts. Und 1900 ahmte der größte Rundbau der Welt, der dem Bücherstudium gewidmet ist, die Library of Congress in Washington, die Aufstellung dieses Kataloges im Zentrum ihres kreisförmigen Lesesaales nach.

Wie so viele Einrichtungen, die vor fünfzig Jahren festgefügt und vollkommen schienen, erwies sich auch die Bibliothek des Britischen Museums nur wenig später als unzureichend und überholt. Der Zuwachs an Büchern ist bedrohlich geworden. Ein halber Kilometer ist alles, was an Platz auf den Regalen noch zur Verfügung steht. Auch der Katalog des

Lesesaals ist nicht mehr verlässlich. Er ist etwa sechs Jahre im Rückstand und enthält immer noch die Titel von Hunderttausenden von Büchern, die im letzten Krieg durch Bomben vernichtet wurden. Noch schlimmer steht es um die Manuskriptabteilung, deren Katalog nicht weniger als dreißig Jahre nachzuholen hat. Allzu viele Schenkungen und Neuerwerbungen, die man mit Freude willkommen hieß, haben Anspruch auf genaue Registrierung erworben. So kam schon 1911 die Königliche Musikbibliothek dazu, 1937 die sogenannte Ashley-Sammlung und 1946 die große Hirsch-Musiksammlung, deren Ankauf mit Hilfe einer Parlamentszuwendung ermöglicht wurde. Jetzt versucht man, den überfülligen Katalog mit dem Mittel der Foto-Reproduktion und der Offset-Lithographie aufs laufende zu bringen. Bei einer Fülle von 56000 Manuskripten, zahlreichen Inkunabeln und fragilen Bänden aus der ersten Buchdruckerzeit ist dies ein ebenso langwieriges wie mühsames Geschäft. Die meisten dieser Kostbarkeiten sind nur in einem besonders bewachten Saal einzusehen. Andere, wie die Urschrift der Magna Charta von 1215, auf der Englands Demokratie beruht, liegen unter Glas in kleineren Ausstellungsräumen. Wenn man auch ohne große Mühe eine Benutzerkarte für den Lesesaal erhält, so bedarf es doch weiterer Empfehlungen und Garantien, um Schätze wie die Gutenbergbibel von 1456, den Codex Sinaiticus aus dem vierten Jahrhundert, frühe Abschriften der Ilias und Odyssee oder gar das älteste Schriftstück des Museums, die Brieffafel des ägyptischen Königs Amenhotep III. aus dem Jahr 1400 vor Christus studieren zu dürfen.

Die Bibliothek ist freilich nur ein Teil des Museums. Von Beginn an fielen ihm aus den Nachlässen reicher englischer Familien ja auch bedeutende Kunstgegenstände zu – antike und exotische Funde, archäologische Raritäten und Skulpturen aus jenen Mittelmeerlandern, in denen die jungen Lords des 18. und 19. Jahrhunderts umherzureisen und Kostbarkeiten an sich zu bringen pflegten. Der berühmteste und umstrittenste Besitz des Britischen Museums sind zweifellos die Plastiken und Frieze des Parthenon, die Lord Elgin als britischer Botschafter in Athen vor der Zerstörung durch Wind und Wetter gerettet und mit unbeschreiblichem Geldaufwand nach London verfrachtet hatte. Diese sogenannten Elgin-Marbles, die Elgin-Marmorwerke, sind in wunderbaren Hallen aufgestellt, deren Wände hell- und leuchtend blau wie der griechische Himmel sind. Man könnte sich kaum eine würdigere Art der Aufbewahrung für die Ewigkeit denken, es sei denn unter ihrem angestammten Himmel, dessen winterlichen Unbilden sie freilich mit den Jahrhunderten erliegen würden. Die Frage, wo sie am besten ruhen sollten, sei dahingestellt. Jedenfalls sind sie der Stolz und Augapfel des Museums, das sie nächstens in noch prächtigere und geeignetere Räume zu überführen plant.

Neben den griechischen Schätzen kann man riesenhafte Bildwerke aus dem Königspalast zu Nimrud in Assyrien sehen, primitive Volkskunst aus Amerikas Vorzeit, eine ganze Halle voll Tanagrafiguren, Amphoren und Schmuck aus der antiken Glanzperiode, den berühmten Rosettenstein, mit klarster Keilschrift bedeckt, indische und chinesische Skulpturen und die große römische Vase unbekannter Herkunft, nach ihrem einstigen Besitzer Portland-Vase genannt, die ein Wahnsinniger vor mehr als einem Jahrhundert zerschmetterte und die von Fachleuten so geschickt zusammengekittet wurde, daß niemand mehr die Sprünge erkennen kann. Neben den Kunstwerken aus der Frühepoche des Abendlandes und Fernen Ostens liegen hier reiche Sammlungen von Graphiken und Lithographien der neueren Zeit, von Münzen, von Papiergeld und von ethnographischen Funden.

Überdies ist in diesem weitläufigen Gebäude auch ein Forschungslaboratorium untergebracht, das allen öffentlichen Bibliotheken und Museen Englands zur Verfügung steht. Das Herz des Kunstpalastes von Bloomsbury aber ist und bleibt sein Lesesaal, dessen Kuppel über ihm thront wie ein Dom der Weisheit. Ob seine Besucher, die tagtäglich die 392 Sitze füllen, alle würdige Adepten sind, ist sehr die Frage. Wie in sämtlichen Bibliotheken der Welt bestehen sie zum Teil aus Käuzen, die nach Rezepten der Goldmacherkunst oder nach einer Formel suchen, mit der die Spielbank von Monte Carlo zu sprengen sei. Im Britischen Museum sah man vor dem Kriege oft einen hochgewachsenen schönen jungen Mann in wallendem Gewand, mit blondem Bart und Pagenhaar, um das ein Goldreif geschlungen war. Er sah sich als legitimen Nachfolger der normannischen Könige und forschte im Lesesaal nach genealogischen Beweisen. Heute fällt eine Dame unbestimmten Alters auf, die zu jeder Jahreszeit, auch im dichtesten Nebel, in Strandhöschen und Sandalen erscheint, um neue Naturheilmittel auszukunden. Neben solchen Randfiguren aber bemerkt man immer wieder bekannte und markante Erscheinungen des englischen Schrifttums, Historiker, Biographen, Musikwissenschaftler, Kunstkenner und Schöngeister aller Art. Ob auch heute, wie einst an den Pulten G 7 oder L 13, irgendwo der künftige Begründer einer revolutionären Weltanschauung oder der Usurpator eines Kaiserthrons sitzt, bleibt dem Auge des Besuchers verborgen. Die Geschichte bringt's vielleicht einmal an den Tag.

KRITISCHE BLÄTTER

HERBSTLICHE NOTIZEN

Noch ist bei weitem nicht alles gesichtet und gelesen, noch liegt zu dem Zeitpunkt, da diese Zeilen geschrieben werden, nicht alles Angekündigte bereits vor. Aber wenn nicht alles trägt, scheint dieser Herbst, was gewichtige Neuerscheinungen betrifft, überaus ergiebig zu sein, sowohl der Quantität wie der Qualität nach –: ein guter Jahrgang. Wie immer ist die – diesmal in rotem Gewande sich präsentierende – Messe-Sondernummer des „Börsenblatts für den deutschen Buchhandel“ von geradezu erschreckendem Umfang. In acht Sachgruppen, von den „Schöngeistigen Verlagen“ bis zu „Literarischen Schallplatten“, werden auf Hunderten von Seiten die diesjährigen Herbstnovitäten sei es durch sachliche Angabe von Titel und Verfasser, sei es mit ergänzenden, mehr oder weniger glücklich formulierten Werbetexten vorgestellt. (Aufs Geratewohl den Band aufschlagend, fällt mein Blick auf die Formulierung: „Der Reiz dieses temperamentvollen Buches liegt im Verfasser . . .“ Immerhin –) Und wie stets um diese Zeit überfällt einen bei der Fülle des Angebotenen ein Gefühl der Verwirrung, fast des Bangens: wird man als Leser, Kritiker oder Redakteur sich hier je zurechtfinden?

Immerhin zeichnet sich schon jetzt einiges sehr Bedeutsame ab. Von Heinrich Böll, von dem seit dem 1954 veröffentlichten „Haus ohne Hüter“ kein Roman erschienen ist, wird der (in der FAZ bereits vorabgedruckte) Roman „Billard um halbzehn“ vorgelegt. Wir werden in einer der nächsten Nummern dieser Zeitschrift eine ausführliche Rezension dieses Werkes bringen; und vielleicht, wir hoffen es, wird sich dann bestätigen, was Roy Pascal kürzlich in „New Statesman“ – in dem englische und deutsche Kritiker in einer Sonderbeilage sich sehr eingehend mit „German Literature“ beschäftigten – über Heinrich Böll geschrieben hat: „In Böll haben wir eine verhältnismäßig seltene Erscheinung vor uns: einen deutschen Schriftsteller, der ein tiefes Interesse an den Menschen um ihrer selbst willen hat, und nicht im Hinblick auf sich selber oder einer Idee zuliebe.“ – Wichtig und beachtenswert ferner, wie immer man dazu stehen mag, die neuen Romane von Ina Seidel und Anna Seghers; wir dürfen auf die Seidel-Rezension im letzten, die Besprechung des Romans der Seghers' in diesem Heft verweisen. Mit Spannung wird man auch den ersten Roman eines sehr jungen Mannes zur Hand nehmen, der bis vor kurzem in der „DDR“ gelebt hat: Uwe Johnsons „Mutmaßungen über Jakob“. Man möchte wünschen, daß uns hier das Leben, wie es sich einem „drüben“ aufgewachsenen Autor darstellt, ohne die ideologischen Verengungen und Verzerrungen wiedergegeben wird, die den Wert der „Entscheidung“ von Anna Seghers so empfindlich beeinträchtigen. – Erstmals mit einem Roman („Die Blechtrommel“), und zwar gleich mit einem von über 700 Seiten Umfang, tritt auch der seit längerer Zeit in Paris lebende Günter Grass hervor. Und

täuschen wir uns nicht, wird sich auf diesen Roman mehr als auf alle anderen das Interesse der Kritiker richten: Reiz der Neuheit in unserer schnell konsumierenden und schnell übersättigten Zeit, auch die auf Grund einiger Vorabdrucke berechnete Erwartung, daß Günter Grass hier auf überaus reizvolle und artistische Weise den alten Schelmenroman fortführt. Bezaubernd auf jeden Fall schon der erste Satz, mit dem der Roman anhebt: „Zugegeben: ich bin Insasse einer Heil- und Pflegeanstalt, mein Pfleger beobachtet mich, läßt mich kaum aus dem Auge . . .“ (Nebenbei: es müßte interessant sein, einmal die Romananfänge neuerer Autoren zu betrachten und zu analysieren, und wie von ihnen auf den Geist des Ganzen zu schließen wäre; eine spezielle Untersuchung dieser Art, den Anfängen Kleists und Kafkas gewidmet, soll demnächst in den NDH erscheinen.)

Dies, im Vorstehenden, aus der riesigen Flut nur ein paar Namen und Titel, auf die bei erster Sichtung der Blick fällt. Daneben natürlich wie stets eine immense Menge von Übersetzungen: ein „neuer“ Montherlant (in diesem Heft gewürdigt); die italienische Sensation des vergangenen Jahres, der meisterhafte Roman „Der Leopard“ von Giuseppe Tomasi di Lampedusa; zum ersten Mal in einem Band, „Labyrinthe“, vereinigte Erzählungen des Südamerikaners Jorge Luis Borges; ein weiterer Roman, „Der Namenlose“, von Samuel Beckett; nach den schwer zu definierenden „Tropismen“ nun ein vielleicht veritabler Roman von Nathalie Sarraute mit dem Titel „Marteau“ und, nicht zu vergessen, die skandalumwitterte „Lolita“ von Vladimir Nabokov. Auch wird man Gelegenheit haben, den lange Zeit nicht greifbaren Roman „Zeno Cosini“ von Italo Svevo neu zu prüfen (vor Jahrzehnten u. W. im Rhein-Verlag erstmals erschienen): vielleicht daß nun, anders als bei der seinerzeitigen Lektüre, einleuchtend wird, warum manche Kritiker diesen Roman neben die Werke von Joyce und anderer Giganten gestellt haben. Ein anderer ausländischer Autor, Jack Kerouac, Initiator oder redseliger Chef der beat generation Amerikas, der seit einiger Zeit in aller Munde ist, wird in den Spalten dieses Heftes bereits kritisch beleuchtet: unser Mitarbeiter Hans Magnus Enzensberger setzt sich mit dem vielzitierten Roman „On the Road“ („Unterwegs“) auseinander.

Dem Referenten sei das Geständnis erlaubt, daß er im Augenblick dieser Niederschrift mehr noch als bei der belletristischen Literatur auf dem Gebiet der „non-fiction“ im dunklen tappt. Natürlich das neue Werk von Ernst Jünger („An der Zeitmauer“ – vgl. die Rezension auf den folgenden Spalten); selbstverständlich, von vielen sicherlich lange erwartet, die zwei Bände „Das Prinzip Hoffnung“ des in Leipzig lebenden Philosophen Ernst Bloch; die umfängliche Thomas-Mann-Studie von Erich Heller, die fragmentarisch zurückgelassene „Massenpsychologie“ Hermann Brochs oder der Band „Wie sie schreiben“ („The Art of Fiction“), aus dem wir im letzten Heft das große Faulkner-Interview abgedruckt haben. – Aber welche weiteren Neuerscheinungen dieses Herbstes auf dem Felde der Philosophie, Soziologie, Geschichte, Kultur- und Kunstgeschichte werden sich, wenn man im nächsten Jahr auf diese Saison zurückblickt, als bedeutende Ereignisse oder zumindest bemer-

kenswerte Publikationen dem Gedächtnis eingeprägt haben? Gewiß ist einstweilen nur dies, daß für die Leser der Tisch reich gedeckt ist und daß, angesichts dieses Herbstsegens, unseren Kritikern arbeitsame Wochen und Monate bevorstehen. Und da die Redaktion der NDH bei so viel schönem Aufwand nicht abseits stehen, sondern vielmehr die Begegnung von Literatur und Leser gerne auf der Ebene der Kritik aktivieren möchte, legt sie, mit verständnisvoller Unterstützung des Verlags, das vorliegende Heft in verstärktem Umfang vor: mit erweitertem Rezensionsteil. Und wenn unsere Kritiker-Mitarbeiter uns nicht im Stich lassen, dürfen wir den Lesern der NDH auch das Dezemberheft im gleichen Umfang präsentieren.

R. H.

MEISTER DER DUNKELHEIT

Paul Celan: Sprachgitter, S. Fischer Verlag,
Frankfurt a. M. 1959. 67 Seiten. 7.50 DM

In dem schönen Dialog Hugo von Hofmannsthal's „Das Gespräch über Gedichte“ konnte noch ein Vers wie „Der reinen wolken unverhofftes blau“ aus Stefan Georges „Das Jahr der Seele“ als kühn, ja anstößig empfunden werden, da die „Buchten von sehnsuchterregendem sommerhaftem Blau ja zwischen den Wolken sind“. Ein gewiß nicht kleinlicher Kunstverstand möchte auch das lyrische Bild und seine ästhetische Empfindung an Bedingungen knüpfen, die eine Verletzung unserer logischen Bedürfnisse, ein Abweichen ins Private und Willkürliche der dichterischen Aussage ausschließen. Den Reiz der „Dunkelheit“ zu erzeugen oder nur zu spüren, ist einem klassischen Sprachgefühl versagt.

Lesen wir nun Gedichte Paul Celans, so können wir das Gewicht der Veränderungen ermes sen, die in wenigen Dezen nien die Geschichte des modernen Gedichtes bestimmt haben. Celans Gedichte leben ausschließlich vom Reiz der „Dunkelheit“. Kein Vers ist etwas anderes als rücksichtslos privat, um jedoch zugleich den Anspruch auf Logik, wenn auch auf ein mehrwertiges logisches System, eher zu verschärfen als aufzugeben. Die lyrische Transposition einer Sache, die uns bezweifeln läßt, ob es sich dabei um

einen Gegenstand, eine Empfindung, eine Halluzination handelt, in eine Strophe wie:

*Die Stimmen
windgerecht, herznah,
brandbestattet,*

soll nicht in völliger Auflösung, sondern mit unüberbietbarer Exaktheit ein Sprachempfinden ansprechen, das der Multivalenz des lyrischen Produkts bis ins Detail entspricht. Die „Dunkelheit“ dieser Verse und Gedichte erstrebt nichts Geringeres als eine bisher unerhörte Klarheit und Richtigkeit der dichterischen Aussage. Der Dichter erfindet ein eigenes Instrument, ein eigenes Ton system, eigene Verknüpfungsfiguren, nicht um sich und einige eingeweihte Leser an der skurrilen Stimmigkeit seines lyrischen Systems zu ergötzen, sondern um einer Wirklichkeit, die sich auf unerhörte und überwältigende Weise zu verändern scheint, das Instrumentarium der dichterischen Aussage anzupassen. Denn wie wir zu lernen haben, daß alle modernen Kunstentwicklungen, die der naive Betrachter als „wirklichkeitsfremd“, „abstrakt“ zu deklassieren bestrebt ist, nichts anderes sind als ein höchst konsequenter Realismus, so können wir uns als Leser der Celanschen Gedichte auch nicht einem widerstreitenden klassischen Sprachgefühl überlassen, sondern müssen in einer Epoche, in welcher planetarische und zugleich mikroskopisch kleine Fremdwelten sinnlicher Besitz der Menschen werden, auch den Dichtern einräumen, was wir den Technikern schon längst gestatten.

So läßt sich das dichterische Verfahren Celans am besten auch mit komplizierten chemischen Experimenten vergleichen, in denen die Sprache ganz ähnliche Veränderungen erfährt wie in der chemischen Elementzerlegung. Es ist dabei wohl kein Zufall, daß die dichterischen Motive, an denen sich die Sprach-Experimente Celans erproben sollen, der Welt des Schutts, des Verrosteten, Abgetakelten, Verbrauchten entnommen sind, oder daß Zufallsvorgänge, vor allem durch blitzhafte zeitliche Kürze oder extreme Unerheblichkeit gekennzeichnete Nebenvorgänge und Randerscheinungen zum Gegenstand intensivster dichterischer Durchleuchtung werden. Was früher für den Dichter Götter und Heroen waren, sind heute für ihn Rostkörner an einem toten Geleise oder wandernde Schlieren im Augapfel. Beiden gemeinsam aber ist, daß sie ein Wirklichstes, ein *realissimum*, aussagen wollen. Die klassische Wirklichkeit gibt es für den modernen Dichter nur noch insofern, als gerade und nur ihre Abfälle den verlorenen Dichter (*verloren* ist ein Lieblingswort Celans) als unbegreifliche Zeichen einer Wirklichkeit inspirieren, die für ihn im Bodenlosen und völlig Ungewissen verborgen zu sein scheint. Daß er der Inkommensurabilität dieser Wirklichkeit mit einer 'unbegreiflichen' Sprache Herr zu werden sucht, ist ein zwangsläufiger Prozeß, der seine Aussage vor dem Vorwurf leerer und unsinniger Subjektivität schützt. Logos bedeutet ja mehr als klassische Verständlichkeit, die nur eine unter vielen Moden, freilich die menschlich schönste und vollkommenste, der Sprache ist.

Celan ist der Meister einer 'Dunkelheit', die nicht Spleen ist, die man nicht historisierend mit dem zum Schlagwort avancierten 'Mannerismus' relativieren sollte. Seine Dichtung ist gründlicher und strenger als irgendeine um angemessene Mittel bemüht, einem Wirklichkeitsgefühl, dem keine klassische Wirklichkeit mehr entspricht, Ausdruck zu geben. Mit seinen asymmetrisch konstruierten „Sprachgittern“ versucht er seine Erfahrungen zu umstellen und einzufangen. Das Maß an Zucht und Genauigkeit, das alle seine

poetischen Zerstörungen der bis in die Wortbildung und Syntax logisch fixierten konventionellen Ausdrucksgehäuse kontrolliert, wäre nur in einer ausführlichen Untersuchung zu zeigen.

Der Titel der letzten Gedichtgruppe, „*Engführung*“, mag andeuten, was wir meinen und zugleich das exakte Verfahren Celans beleuchten. „Engführung“ ist ein Fachausdruck für bestimmte, sehr verfeinerte Erscheinungen der Fugenkomposition. Er bedeutet den ebenso kunstvollen wie schwierigen Eintritt der Imitation oder Variation des Fugenthemas vor Beendigung dieses Themas, seine kanonische Verflechtung, die höchste technische Aufmerksamkeit verlangt. In der Auflösung des ganzen 'tonalen' Wortsystems operiert Celan mit klassischen Kunstgriffen der musikalischen Anordnungstechnik, reduziert er das dichterische Sprechen auf kunstvoll geregelte Wort-, Vokal-, ja Satzzeichen-Wiederholungen, Motiv-Rhythmen, um die Sprache von allem, was sie bisher bezeichnete und meinte, zu reinigen und in dieser Reinheit neuem Sinn, neuen Bedeutungen anzubieten. So gestattet sich Celan in seinen Gedichten keine noch so geringe Konzession an Stimmungen oder andere hergebrachte lyrische Faktoren. Seine Dichtung ist daher in einem viel spröderen Sinne 'abstrakt' als etwa Klees Malerei. Man kann diese Entwicklung und mit ihr die Entwicklung einer ganzen modernen dichterischen Schule beklagen oder ablehnen, aber man kann sie nicht rückgängig machen.

Köln

Rainer Gruenter

UNTERSCHIEDLICHE QUALITÄT

Kurt Sigel: Traum und Speise. Gedichte und Zeichnungen. Verlag Lambert Schneider, Heidelberg 1958. 95 Seiten. 8.60 DM

Über so schwierige lyrische Texte wie die Gedichte Ezra Pounds zu berichten, ist gewiß nicht einfach, aber es gibt Gedichtbücher, deren Verfasser es dem Rezensenten schwerer machen, auch ohne daß sie darum einem

Pound vergleichbar wären. Diese Autoren kennen in der Regel nicht nur die Literatur der Gegenwart und der vergangenen 200 Jahre, sondern oft auch Länder und Menschen, besitzen Phantasie und verstehen etwas vom dichterischen Handwerk, das sie mit Eifer und Liebe und auch mit Erfolg ausüben. Und doch fehlt ihrem Gedicht jenes eine Wort, jener Vers, der den Vorhang zerreißt und uns einen Herzschlag lang vergessen läßt, daß unsere Augen „gehalten“ sind, wie es in der Emmaus-Geschichte heißt. Um so schwerer für den Rezensenten. Denn warum das so ist und woran es liegt, daß es nicht anders ist, läßt sich letzten Endes nicht erklären noch beweisen.

Kurt Sigels Gedichtband „*Traum und Speise*“ zeugt von einer schönen Doppelbegabung: Sigel hat seine Gedichte mit reizvollen Zeichnungen illustriert sowie Einband und Typographie selbst gestaltet. Die Gedichte sind nach Thematik und Gedichttypus in sieben Gruppen unterteilt. Doch wie die graphisch-typographische Einheit des Bandes nicht davon zu überzeugen vermag, daß das Ganze wirklich aus einem Guß ist, so fehlt auch für die zyklische Unterteilung der Texte der schlüssige Beweis ihrer inneren Notwendigkeit. Wo man Zäsuren vermutet, klaffen Risse, und sie gehen quer durch das Gedicht.

Ausgenommen bleiben mehrere Gedichte der dritten Gruppe, zusammengefaßt unter dem Titel „*Amok*“. Da ist das Porträt einer Negerin, vielleicht der Negerin überhaupt, wie jemand meinte, der lange Jahre in Afrika gelebt hat; dann das Gedicht „Tanz“, eine Variante des vorigen; dann die „Ballade für Sinaida“ und wieder „Sinaida“. Ein anderes trägt die Überschrift „Gefügig“, Thema und Titel eines weiteren heißen „Schlafen und Vergessen“. Sie alle sprechen von der Begegnung mit der schwarzen Frau: „In deinen Augen Krokodile.“ – „Dein Leib ist der einer Wespe . . .“ – „Leib, binsenschmal, dunkle Gitarre.“ – „Dein Lächeln ist ein Bündel von Widerhaken.“ Neue, poetische Bilder, geschmeidige Verse. Das Erlebnis ist in die Sprache eingegangen. Man glaubt,

moderne Negerdichtung vor sich zu haben, so echt, so ursprünglich wirken diese Gedichte. Wunderschön das Gedicht „Bagdad“ („Ihr begreift nicht die Dämmerung, die aus den Knien zitternder Antilopen steigt . . .“). Auch hier nicht nur ein gelungenes Porträt, fremdartiges Bildnis einer exotischen Stadt, sondern mehr: das Erlebnis ist Dichtung geworden.

Doch nicht alle Gedichte dieser insgesamt aus den übrigen herausragenden Gruppe halten die poetische Intensität der besten Stücke durch. Neben dem Gedicht „Tepe a Toc“ wirkt das Titelgedicht „Amok“ recht bläßlich, so als habe der Dichter sich dabei auf eine Reisebeschreibung gestützt. Gleiches gilt für die Gedichte „Unter Orchideen“, „Gefangen“, „Fremdes“, „Moor“ und „Fieber“. Im schlechten Sinne literarisch die letzte Strophe des Gedichts „Nacht“: „Eingeschlossen im Wachs der Träume leuchten die zärtlichen Augen der Blumen.“

Leider ist die zuletzt zitierte Strophe typisch für viele andere Gedichte des Bandes, in denen die Genetivmetaphern nur so wuchern – ein heute immer noch allzuweit verbreitetes Übel. Eher schon nimmt der Leser in Kauf, daß besonders in den ersten Gedichten des Bandes deutlich wird, mit wieviel Liebe Sigel seinen Goll studiert hat. Dennoch: Ist auch die Sprache des Gedichts oft recht musikalisch, recht „lyrisch“, bleiben die Bilder doch vielfach konventionell – oder aber sie stimmen nicht ganz, sind verkrampft oder schwülstig. („Sterben und dann dies grasleise Klirren: der jählings erschrockene Kristall eines Mundes.“) Lieblingsworte Sigels: „kristallen“ und „zerbrochen“. Sie werden mit Routine gebraucht. Zuweilen, besonders auf den letzten Seiten des Bandes, gibt sich der Autor dionysisch. („Ich bin der zürnende Hengst. Mein Horn ist die Flamme.“)

Was an diesem Gedichtband am meisten überrascht, ist die unterschiedliche Qualität der einzelnen Gedichte, ist die Vermischung von Originellem und Konventionellem, von Ausgereiftem und Halb gelungenem, von wirklicher, fast möchte man sagen: von gro-

ßer Poesie und mittelmäßiger Lyrik. Es gibt also offenbar nicht nur Genie und Talent, sondern auch eine Mischung aus beidem – wie an diesen Gedichten deutlich wird. Man möchte dem Autor wünschen, daß sich seiner großen dichterischen Begabung die Kraft der Unterscheidung hinzugesellen möge.
Erlangen Albert Arnold Scholl

VIELFALT UND STRENGE

Wolfgang Weyrauch: Expeditionen. Deutsche Lyrik seit 1945. 169 Seiten. 1.90 DM

Rolf Schroers: Auf den Spuren der Zeit. Junge deutsche Prosa. 194 Seiten. 1.90 DM
Beide: Paul List Verlag, München 1959.

Der Verlag hat nahezu gleichzeitig zwei Sammlungen in seiner Taschenbuch-Reihe gestartet, die der jungen deutschen Literatur gewidmet sind, Autoren demnach, deren Namen erst seit Kriegsende auftauchten und die sich im allgemeinen noch in voller Entwicklung befinden. Für beide Anthologien wurden Experten gewonnen, die sowohl als Schriftsteller wie als kritische Geister Rang haben. Besonders Wolfgang Weyrauch, der Herausgeber der jungen Lyrik, kann seinem Wesen nach als geradezu idealer Editor gelten. Wenn er auch dem Jahrgang nach nicht mehr den Jungen zuzuzählen ist (er veröffentlicht schließlich seit drei Jahrzehnten seine Lyrik, Prosa, Aufsätze, Rundfunkarbeiten), so gehört er seinem Temperament nach zu ihnen. Als Verlagslektor wußte er genau Bescheid, hatte er den notwendigen Überblick, wichtiger noch: hatte er die notwendige Sympathie!

Weyrauchs Sammlung wird von dieser Sympathie getragen. Man spürt das überall. Die Freude, die verschiedenartigen Begabungen vorzustellen im Ensemble einer derartigen Auswahl, ist gleichsam auf jeder Seite rege. Es ist die seit Höllersers „Transit“ anregendste Unternehmung, die wir bei uns unter den weiß Gott nicht wenigen Gedicht-Anthologien haben, um das gleich zu sagen.

Sie hat beides: Tempo und Einsicht (und Nachsicht, aber das ist schon fast das gleiche!). Über siebzig Lyriker sind beteiligt, eine auf den ersten Blick furchterregende Zahl. Doch bestätigt die Lektüre, daß sie – von wenigen Ausnahmen abgesehen – alle „dazugehörten“. Weyrauch ging bei seiner Auswahl durchaus undoktrinär vor, „setzte“ auf keine bestimmte Richtung, ließ alle zu Worte kommen, soweit sie ihm qualifiziert genug schienen. Die „Expeditionen“ sind ein erneuter Beweis für die Summe der Talente unter den jungen und nicht mehr jungen Leuten des Gedichts, für die Vorrangstellung der Lyrik gegenüber unserer Prosa (Schroers' Auslese ist ein glänzendes Beispiel hierfür!). In seinem hemdsärmeligen, aber genau den richtigen Ton treffenden Nachwort wirbt Weyrauch mit großem Geschick für seine Sache, führt an Hand einer sehr einleuchtenden Interpretation eines Heissenbüttel-Gedichtes Schwierigkeiten und Chancen moderner Lyrik vor.

Apropos: junge Autoren! Glücklicherweise hat Weyrauch eine Reihe von so gut wie unbekannten älteren Lytikern nicht vergessen. Sie fügen sich im allgemeinen zwanglos ein. Ich denke an Hans W. Cohn, an Max Herchenröder, an Richter-Ruhland und Hansjörg Schmitthener, während Beiträger wie Huchel und Holthusen dank ihres Rufes, den sie seit langem genießen, nicht ohne weiteres in den Zusammenhang passen (wenngleich Hans Egon Holthusen im wesentlichen nach dem Kriege durch seine Gedichte bekannt geworden ist). Doch gehören solche Überschneidungen dazu. Sie sind unwichtig. Wichtiger ist die Art der Anlage des Ganzen und ihre Durchführung.

Fast immer sind die einzelnen Lyriker mit wenigen Beiträgen, manchmal nur mit einem einzigen, vertreten. Das lag bei der erwähnten großen Zahl der Aufgenommenen nahe, ist aber oft doch bedauerlich. Ein Gedicht vertritt selten seinen Verfasser und steht ein bißchen verloren neben dem nächsten, das schon wieder einem anderen angehört. Das merkt man besonders, weil der Herausgeber seine Sammlung nicht „komponierte“,

sondern dem Alter nach vorging, mit Nelly Sachs beginnend und bei Peter Hamm endend. Allerdings gibt es für dies Vorgehen da und dort hervorragende Rechtfertigungen: Ich wüßte nicht, wie man die hochbegabte Britta Titel besser vorstellen könnte als mit dem, freilich zyklisch angelegten Poem „Stimmen im Wasser“. Überhaupt halten sich die wenigen Lyrikerinnen in der Sammlung vorzüglich. Wer übersähe auch nur einen Moment einen Beitrag wie den von Elisabeth Borchers, auch die Arbeiten Eva van Hobokens, Brunie te Kocks, Christine Lavants, Margot Scharpenbergs, von Ingeborg Bachmann zu schweigen! Immer werden irgendwelche Poeten, trotz des Andrangs oder gerade deswegen, vergessen: mir fiel auf, daß der Frankfurter Kurt Sigel, der junge Rheinländer Günter Seuren nicht aufgenommen wurden. Andere ließen sich anfügen. Die ohnehin reichhaltige Sammlung kann im übrigen unversehens zu bunt geraten und damit in gefährliche Nähe gutgemeinter Wahllosigkeit kommen. Das hat Weyrauch vermieden und es bei der Fülle von Anregungen belassen, die seine Anthologie bietet, die tief hineinführt in das, was in diesen Jahren an Lyrik in unserem Lande „möglich“ wurde.

Gegenüber solchem Reichtum mutet *Rolf Schroers'* Auswahl junger deutscher Prosa karg an. Man spürt: hier hat man sich Beschränkung auferlegt, weil sie zwangsläufig wurde. Wir verfügen nun einmal nur über eine Handvoll jüngerer Erzähler, über die sich reden läßt. Außerdem ist das Schreiben von Prosa von Anfang an eine bedeutendere Zuverlässigkeits- und Eignungsprobe als das Schreiben von Versen. Die bekannten blinden Hühner sind jedenfalls unter den Lyrikern stets zahlreicher gewesen. – Schroers präsentiert knapp zwei Dutzend Beiträge. Sie gehören seiner Generation an. Jeder bekommt eine kurze, vorzügliche Charakteristik mit auf den Weg. Auch die Einleitung geht über das Informative hinaus ins Grundsätzliche. Man liest in ihr so zutreffende Formulierungen wie die von der

„gelähmten Handlung“ in der modernen Prosa; wenn auch die „Unentrinnbarkeit“ als „Schmerz, der alle trifft“ und „aus der nur die Freizeit karge Ausflüge gestattet“ etwas zu „überzogen“ gedeutet wird.

Rolf Schroers' Sammlung imponiert durch ungemeine Geschlossenheit. Die Autoren treten beinahe als Phalanx auf. Man könnte glauben, es gäbe neben ihnen keinerlei belangvolle Begabungen mehr. Das ist gewiß nicht der Fall (man könnte einzelne Namen rasch ins Feld führen. Ich beschränke mich auf zwei Autorinnen: Ruth Rehmann und Gabriele Wohmann!). Unter den Aufgenommenen sind stets ein paar, die schwer in solchem Zusammenhang präsentabel sind. Arno Schmidt zum Beispiel, von dessen Eigenart man auf wenigen Seiten keinen rechten Eindruck bekommt (was das Ausmaß dieser Eigenart angeht). Möglich, daß aus ähnlichem Grunde Walter Jens fortgelassen wurde, was sonst nicht verständlich wäre. Andererseits gibt es „Entdeckungen“ wie etwa Heinz Huber mit seiner Erzählung „Die neue Wohnung“, Ernestine Moor mit „Der Augenblick der Brombeeren“. Wollte man die beiden Ausgaben charakterisieren, so müßte man dabei bleiben, daß Weyrauch den Lyrik-Lesern so viel Vielfalt anbietet wie Schroers den Prosa-Freunden Strenge. Man merkt, daß so etwas über die Eigenart der Herausgeber hinausgeht und die „Phänomene“ betrifft. Die Lyrik hat – wieder einmal – „ihre Zeit“ bei uns. Man spürt, daß die Poeten diese Chance zu nutzen verstehen. Darmstadt

Karl Krolow

UNTER GRAUEM HIMMEL

Gustav Sack: Die drei Reiter. Gedichte. Verlag Heinrich Ellermann, Hamburg und München 1958. 106 Seiten. 7.80 DM

Nach der Erfolglosigkeit seines 31jährigen Lebens (1885–1916) war Gustav Sack im Jahre 1920 eine Gesamtausgabe seiner Lyrik und Prosa beschieden, die ihrerseits bald wieder in Vergessenheit geriet. Nunmehr feiert der Tote in zwei Neuauflagen Auf-

erstehung. Jüngst legte der Schwager Hans Harbeck in der Mainzer Akademie einen Auswahlband vor; etwas weiter zurück liegt die gesonderte Neuausgabe der Gedichte durch den Verlag Heinrich Ellermann unter dem von Sack selbst noch bestimmten Titel „Die drei Reiter“. Ihr ist ein Prometheus-Poem zugeordnet, das der Dichter aus einem größeren Vers-Epos herausgelöst und den „Drei Reitern“ an die Seite gestellt hatte.

In seinem Nachwort nennt *Paul Hühnerfeld*, der sich um Vergessene auch sonst verdient gemacht hat, Gustav Sack mit Recht einen unserer letzten „zornigen jungen Männer“ und versetzt damit dem Pseudo-Zorn unserer Gegenwart einen wirksamen Hieb. Ein paar Zeilen weiter operiert Hühnerfeld aber dann leider auf recht fragwürdige Weise mit dem Begriff Expressionismus. Er vertritt die Ansicht, daß Sack nicht dem Expressionismus zuzuordnen sei. In bezug auf die Lebensweise Sacks ist er noch bereit, Parallelen anzuerkennen, nicht aber beim Stil. Nun war aber gerade Sack ein Expressionist par excellence, in der Groteske so sehr wie Klabund, in der Formstrenge so sehr wie Ernst Toller. Man könnte ihn notfalls als Außenseiter charakterisieren, wie Wilhelm Klemm vielleicht, aber man müßte dann auch weitergehen und käme letzten Endes dazu, in jedem einzelnen Expressionisten einen Außenseiter jenseits der Bewegung zu sehen und somit das Gemeinsame des Stils zu unterschlagen. Aber wenn Sack auch in der Prosa – ganz obendrein – schon die Neue Sachlichkeit vorwegnimmt, so bleibt er doch ein expressionistischer Lyriker. Seine Vorliebe für den Reim („... oh! donnernd laut / hämmert der Reime blanke Herrlichkeit...“) ändert daran nichts.

Armut und Dreck und ein Fetzen leuchtender Himmel – das ist Sacks immer wiederkehrendes Thema, und der Himmel ist nur „wie zum Hohn“ dabei. Ihm ist die Garten- nacht eine „spöttisch stille“ und die Gleichgültigkeit der Umwelt eine „zynisch schweigende“ – es ist diese Passivität, die ihn rasend macht. Die Heide- und Moorland-

schaften, in der Literaturgeschichte seit eh und je Exterieur der stillen Schrecken, überfallen ihn formfordernd. Seine Einsamkeit wirft sich spiegelnd in eine vereinsamte Natur, in der der Himmel ein griesgrämiges Grau annimmt und der Wind mürrisch nörgelnd pfeift.

In Gustav Sack, dem Nordwestdeutschen, ist etwas ursprünglich Germanisches. Das große Prometheus-Gedicht könnte germanische Mythe statt griechische sein. Die Selbstmythisierung eines rustikalen Dichters, der nichts so haßte wie die Literaten und Schöngeister, konnte sich in seiner Abneigung gegen den – wie er sagte – „intellektuellen Mist“ verwirklichen. Er ist der Erfolglose, der stets tiefe Haßkomplexe gegen „Berufs-Dichter“ züchtete. Leidend hat er aus diesem Zwiespalt Kunst geschöpft. Er wendete nicht weniger als sechs Gedichte an den Versuch, die Kluft zu überbrücken.

Karlsruhe

Dieter Hoffmann

SCHWARZ-WEISS-ZEICHNUNG

Anna Seghers: Die Entscheidung. Roman. Aufbau-Verlag, Berlin 1959. 597 Seiten. 10,50 DM (Ost)

Es dürfte nicht leicht sein, unter den heute schreibenden deutschen Schriftstellerinnen zwei gegensätzlichere Gestalten zu entdecken als Ina Seidel und Anna Seghers. Welten scheinen sie zu trennen und trennen sie in der Tat, wenn auch die räumliche Distanz nur der Entfernung zwischen einem Ort am Starnberger See und Ost-Berlin entspricht.

Beide Schriftstellerinnen sind in diesem Herbst mit zwei neuen umfangreichen Romanen hervorgetreten. Von Ina Seidels „*Michaela*“ war im letzten Heft an dieser Stelle die Rede, und das Dilemma dieses Romans war zur Sprache zu bringen: einerseits, seiner Anlage nach, ein Zeit- und das heißt zumal in diesem Falle ein politischer Roman; andererseits, in der Durchführung, eher so etwas wie die Geschichte einiger Menschen in unheilvoller Zeit, wobei

weder Dynamik und „Geist“ des Nazismus noch die Kräfte des Widerstandes eigentlich auf der Bildfläche erschienen: als politischer Roman, als Auseinandersetzung mit einer Epoche also ein Fehlschlag.

Verglichen damit, verglichen auch mit dem Frauennamen im Titel des Seidelschen Romans, klingt das Wort „*Entscheidung*“ der Anna Seghers wie eine politische Fanfare. Und so ist es auch gemeint – es geht in diesem seit langem angekündigten Roman der Autorin von „*Das siebte Kreuz*“ und „*Die Toten bleiben jung*“ um die Entscheidung für oder gegen die „DDR“, für oder gegen den „Sozialismus“.

Entstammen die Menschen in Ina Seidels Roman fast ausschließlich dem gebildeten und von Haus aus recht apolitischen Bürgertum, so begegnen wir in der „*Entscheidung*“ der Anna Seghers vorzugsweise Formern und Schweißern eines „volkseigenen“ Stahlwerkes an der Elbe, Ingenieuren, ehemaligen Konzentrationären und Angehörigen der internationalen Brigaden, ferner, in der Bundesrepublik, einstigen SS-Offizieren, Fabrikbesitzern und Arbeitern. Politisch im weiteren Sinne ist somit der Roman der Anna Seghers schon darum, weil er den Menschen von der Arbeit her versteht und darstellt, während im Roman des Westens, pointiert ausgedrückt, der Mensch im allgemeinen als Freizeit-Existenz, mit der Fülle seiner Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in der privaten Sphäre, präsentiert wird. Dies ist, wenn man vor einem möglichen Mißverständnis nicht ängstlich zurückschreckt, ein „humanistischer“ Zug des vielberedeten sozialistischen Realismus (den man schneller denunziert als begreift): daß die Welt der Arbeit und der Arbeiter, die aller Kultur, auch der westlichen, zugrunde liegt, in ganzer Breite in der Literatur Einlaß findet; daß man, beispielsweise, in Romanen auch von jenen Menschen erzählt, welche die Pressen bauen und die Romane drucken.

Diese Menschen kann Anna Seghers trotz aller ideologischen Voreingenommenheit, von der noch zu sprechen ist, streckenweise

immer noch kraftvoll gestalten. Eine geradezu männliche Härte und ein starkes, gänzlich unsentimentales weiblich-mütterliches Element sind auch für ihren neuen Roman charakteristisch. Und wenn dessen Prosa auch nirgends blüht, nie sich zusammenfaßt zu strenger Reflexion oder träumerisch verweilt, so spürt man auch in der „*Entscheidung*“ den außerordentlich starken Wirklichkeitssinn der Autorin – man kann die Sätze und Seiten dieses Buches im allgemeinen nicht mühelos, nicht gleichsam nur als „Sprache“ konsumieren (abgesehen von jenen freilich nicht zu seltenen Stellen, wo Anna Seghers sich zum Sprachrohr der Funktionäre macht), sondern ist gehalten, die in die Sätze eingegangene Realität mit ihrer Dichte und Widerständigkeit zu fassen.

Schauplätze des weitverzweigten Romans sind ein Stahlwerk an der Elbe, Westdeutschland, Berlin, Frankreich, New York, Mexiko; die Handlungszeit erstreckt sich vom Jahre 1947 bis 1951. In der Ostzone, im Kossiner Stahlwerk, das früher den jetzt im Westen lebenden Bentheims gehörte, wird allen äußeren und inneren Widerständen zum Trotz entschlossen aufgebaut, die Produktion gesteigert. Arbeit ist das A und O dieser Arbeiter und Ingenieure; der private Bereich – Freundschaft, Gespräche (oft wieder nur über die Arbeit), Liebe – ist schmal gehalten, wie wir das von sowjetischen Romanen her kennen. Es gibt Unzufriedene, unsichere Kantonisten und auch Verräter, die, z. T. mit dem amerikanischen Geheimdienst in Verbindung stehend, nach dem Westen flüchten – eine Aktion, bei deren Schilderung die „*Entscheidung*“ aufs Niveau eines Kolportageromans herabsinkt. Unerschütterlich aber ist in dem Roman der Glaube der „positiven“ Helden, daß es in der „DDR“ aufwärts geht und ihr die Zukunft gehört. Richard Hagen, einstiger Spanienkämpfer und KZ-Häftling, jetzt Parteisekretär, ist immer zur Stelle, wenn es schwierige Situationen zu meistern gilt: ernst und einsichtsvoll, ein makelloser Erzengel des Sozialismus, und bei aller Präsenz

immer auch ein wenig entrückt, als lausche er der fernen, aber gerade noch vernehmbaren Stimme seines Herrn.

Wie anders das Bild, das Anna Seghers vom Westen entwirft! Was in der Ostzone an Positivem kräftig herausgestellt wird – Fleiß, Aufbauwille, Schulung –, scheint in der Bundesrepublik kaum vorhanden zu sein. Statt dessen: alte Nazis und SS-Verbrecher rücken wieder in ihre Stellungen ein; man baut auf, um sich gegen die russische Gefahr zu wappnen; der Militarismus erhebt wieder sein Haupt. „Bei uns“, läßt Anna Seghers einen Kossiner Ingenieur denken, „sieht es noch dürrtig aus. Bei euch braucht man, was Menschen gierig und wild auf Verdienst macht. Bei uns verändern sich die Menschen. Das geschieht im Innern. Das liegt aber nicht in den Schaufenstern aus.“

Diese dogmatische Schwarz-Weiß-Zeichnung beherrscht und verdirbt den Roman der Anna Seghers in seinem Fortschreiten immer mehr. Der Gehorsam, mit dem sie sich der herrschenden Doktrin unterstellt, ist erschreckend und noch in Nebenhandlungen mühelos aufzuspüren. Der Junge Joachim, im Westen aufwachsend, ist innerlich leer und macht bald mit einem ehemaligen SS-Offizier unsaubere Geschäfte; seine Schwester Liesel, von Hause aus anständig und tüchtig, siedelt nach Ost-Berlin über und wird dort noch anständiger und tüchtiger –: ein Beispiel unter vielen. Befremdend und traurig auch zu sehen, wie bedenkenlos Anna Seghers den linientreuen Arbeitern der „DDR“ den vulgärsten Jargon der Parteipresse in den Mund legt (etwa der alte Zibulka über seinen Sohn: „Er weiß doch, daß es drüben schon wieder stinkt und die Raubtiere schon was wittern.“).

Blicke zuletzt noch zu erwähnen, daß in diesem Roman der Name Stalin nicht ein einziges Mal fällt (von Adenauer und Eisenhower ist einmal die Rede). Das ist immerhin merkwürdig, wenn man bedenkt, daß zur Zeit der Handlung dieses Romans Stalin in östlichen Bereichen Tag für Tag als Vorbild und Meister in allen Disziplinen verherrlicht worden ist. Der Grund für dieses Verschwei-

gen liegt natürlich auf der Hand. Wäre Stalin in der „Entscheidung“ so glorifiziert worden, wie er in den Jahren 1947–1951 drüben tatsächlich glorifiziert worden ist, so hätte Anna Seghers damit indirekt zugleich auch eine der tiefen Fragwürdigkeiten der östlichen Welt aufgedeckt: daß man in ihr, wenn die Partei es befiehlt, heute das Bild desselben Mannes auf den Müllhaufen werfen kann, an dem gestern Kritik zu üben ein Verbrechen war; daß in dieser Welt heute Lüge sein kann, was gestern als unerschütterliche Wahrheit ausgegeben worden ist. Dieser trostlose Sachverhalt wurde von Anna Seghers in der „Entscheidung“ nicht aufgedeckt und kritisiert, und sie hatte gewiß auch nicht die Möglichkeit dazu. Das Ergebnis aber ist ein Werk, welches das verleugnen muß, was alle moderne Literatur auszeichnet: die Aufkündigung des blinden Gehorsams gegenüber den Ideologien und Einflüsterungen der Herrschenden.

Berlin

Rudolf Hartung

ZEHNTAUSEND METER PROSA

Siegfried Lenz: Brot und Spiele. Roman. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1959. 281 Seiten. 13,80 DM

„Diesmal wird er nicht gewinnen. Es war ein Fehler, ihn aufzustellen, eine miserable Idee von Wiegand, denn er muß weit unter dreißig Minuten laufen, wenn er eine Chance haben will; er muß seinen alten Rekord erreichen, und das wird er nie schaffen, nie.“ Dies sind die ersten Sätze des neuen Romans von Siegfried Lenz, und so geht es weiter, über zweihundertundachtzig Seiten ohne Kapiteleinteilung und ohne jeden Absatz, eine Sportreportage, wie ins Mikrophon gesprochen von einem erregten Reporter und wie bestimmt für ein Sonntagnachmittagspublikum, das am Radio sitzt und mitfiebern möchte. „Nein, diesmal wird Bert nicht gewinnen, nicht einmal unter die ersten drei wird er kommen“, denkt – denn das Ganze ist ein ununterbrochener innerer Monolog –

denkt der namenlose Journalist und Freund des Läufers auf der Tribüne, während er dem Zehntausendmeterlauf folgt und gelegentlich einen Seitenblick wirft auf die Kugelstoßer, zum Stabhochsprung hin, auf die Speerwerfer, den Weitsprung der Damen und hinüber zu den Zuschauern hinter der Gegengeraden, die unter Regenschirmen stehen und ihre Lieblinge nach Kräften anfeuern.

Fürs erste aber, gleich vom Start an, übernimmt Buchner die Führung, er läßt seine Gegner hinter sich zurück, Musso, den „sattelbraunen Italiener“, den „blonden Gottesathleten“ Hellström, Seaborne, den „Fuchs der Aschenbahn“, die „beiden zwillingshaft wirkenden“ Läufer Christensen und Knudsen und Megerlein, den „eidgenössischen Briefträger“, und er läuft ihnen davon, wie er es immer während seiner glanzvollen Karriere getan hat, einer Karriere, die eigentlich, so erinnert sich Berts Freund auf der Tribüne, schon im Kriegsgefangenenlager begonnen hatte. Und während die Läufer weiter ihre Runden drehen, Buchner allen weit voraus, entsinnt sich der Erzähler seiner langen Freundschaft mit Bert und dessen Sportlerlaufbahn, die in den Nachkriegsjahren begann und ihm schließlich den Ruhm eines jener Sport-Stars einbrachte, deren Gesichter uns aus Illustrierten, Wochenschaun und Zahnpastareklamen entgegenstrahlen.

Ein Zeitroman also, der uns, allein schon vom Thema her, ein Spiegelbild bundesrepublikanischen Lebens bietet, das Bild einer Wirklichkeit, die von unseren Romanschreibern nur zu oft und gar zu gern übersehen wird. Und so stimmt auch alles in diesem Roman, die Biergemütlichkeit des kleinen ärmlichen Hafensportvereins mit seinem „Turnvater Lunz“ und der Vereinstochter Thea ebenso wie die auf Hochglanz gebrachte Atmosphäre des exklusiven Sportclubs „Victoria“ mit seinen Snobs, seinen gelangweilten Damen, dem vornehmen Clubhaus und einem Platz, der aussah, „als ob sie ihre Anlage für den deutschen Film hergerichtet hätten“, als ob „der Sport hier im Abend-

anzug betrieben werden müsse“. Dieser Aufstieg Berts vom Hungerleider zum Liebling eines sensationsbegierigen Publikum ist wahrhaftig kein Einzelfall; und wenn endlich Buchner auch noch zum Film geholt wird, hier freilich nur zum Kulturfilm, um den Läufer von Marathon zu mimen, so hat auch dies seine Entsprechungen in der Realität und ist symptomatisch für den Sport- und Publicityrummel in unserer Zeit des schönen Scheins. Lenz hat mit der Geschichte des ehrgeizigen und nicht immer fairen Läufers Buchner, der nicht zu verlieren und nicht abzutreten versteht, ein echtes Stück Wirklichkeit geschaffen. Es ist das Bild einer Zeit, in dessen Hintergrund man noch immer, vor- ausgesetzt, daß man sehen will, die Wirkungen des Krieges und der Jahre danach zu erkennen vermag. Lenz will sehen, und er ist ein guter Beobachter. Wenn Buchner bei seinen Läufen die Gegner hinter sich zurückläßt, so begleitet ihn „immer wieder das alte Bild: Flucht und ein Horizont von Verfolgern, Laufen auf der Stelle, gegen einen geheimnisvollen Widerstand, Straucheln; eine Brust, die nicht mehr atmen kann, und in der Ferne Rufe, Schüsse, wütendes Hundegebell oder schon das Schweigen der Verfolger, die sich vor dem Ziel glauben.“

Schließlich, es kommt, wie es kommen muß: der große Läufer, von seinem Club gemanagt, als Geschäftsführer eines Ladens für Sportartikel wohl untergebracht, hochgeehrt von den Herren des feudalen Vereins, von deren Damen auf andere Weise verwöhnt, wird eines Tages von seinen Beschützern fallengelassen und kehrt dahin zurück, woher er gekommen ist. Der Lauf, wie ihn sein einstiger Freund von der Tribüne uns schildert, ist sein letzter Versuch, wieder hochzukommen. Aber er scheitert. Bert Buchner bleibt kurz vor dem Ziel auf der Strecke. Siegfried Lenz indessen, der junge Schriftsteller aus Ostpreußen, hat seinen Zehntausendmeterlauf in bester Kondition durchgestanden. Mit seinem neuen Roman hat er sich in der Literatur unserer Gegenwart zweifellos gut placiert.

Ludwigsburg

Gunar Ortlepp

DER ERZÄHLER MARTIN KESSEL

Martin Kessel: Die Schwester des Don Quijote. Roman. 141 Seiten. 5,80 DM

Martin Kessel: Eskapaden. Erzählungen. 187 Seiten. 9,80 DM.

Beide: Verlag Hermann Luchterhand, Berlin und Neuwied 1959

„Die Kunst hat mit der Realität nur dies gemein, daß sie selber eine zu sein hat – auf welche Weise, das ist ihre Freiheit.“ – Dieser Satz Martin Kessels, der als Leitwort vor seinem Roman *„Die Schwester des Don Quijote“* steht, enthält zunächst das Thema des Buches. In ihm wird eine Geschichte erzählt, die in den zwanziger Jahren in Berlin spielt. Es geht um das Porträt einer Dame, das gemalt werden soll, und um die es mitschaffende Liebesbeziehung zwischen dem Maler und dem Modell. In dem Wechselspiel von „Herausforderung und Antwort“ dieser Liebesbeziehung entfalten sich die Kräfte des Malers und richten sich nun durch die Person hindurch auf das Bild von ihr, das er in Umrissen von Anfang schon fest hat, unabhängig vom Leben. Am Schluß zeigt sich das Unvereinbare der beiden Richtungen an: das Porträt wird vollendet, die Liebesbeziehung endet im Leeren. Übrig bleibt das Kunstwerk, entstanden als Trennung, Unterbrechung, in einem nicht gelebten, einer andern Wirklichkeit zugehörigen Akt.

Der Satz Kessels ist – so ist man versucht zu sagen – eine Definition seines Themas, und wie jeder Satz, der zutrifft, geht er über die Sache hinaus auf eine Hauptsache: er definiert eine Wahrheit: den Inbegriff der Kunst; und er zielt auf eine andere Wahrheit bei Kessel selbst. Wer den Satz aufmerksam liest, spürt in seiner Diktion einen Hauch jenes anspruchsvollen, auf Antithesis und Toleranz gestellten preußischen Staatsdenkens, das stets darauf aus war, die Dinge auseinanderzuhalten und – in seinen besten Momenten – sie dann gelten zu lassen. Auch in Kessels Erzählkunst lebt dieser Drang

nach Unterscheidung und Geltenlassen – Unterscheidung, wenn es sein muß, bis zum Zerbrechen der Welt, so daß die Toleranz dann nur noch satirisch ausgeübt werden kann. Immer gehört so zu Kessels Erzählen, auch wo es scheinbar einfach dahinfließt, ein Gegenpol, an dem unerbittlich nachgedacht wird. Überdies wirkt in sein Schreiben, selbst wenn er Dinge aus der Großstadt vor sich hat, stets auch als ein anderer Gegenpol wie mit Schwerkraft das Erinnerungsbild seiner vogtländischen Heimat.

Nimmt man dies alles zusammen, so hat man eine erste Ahnung von der Vielschichtigkeit seiner Erzählweise. Ihr besonderer Vorzug aber ist nicht Vielfalt im gewöhnlichen Sinn. Die verschiedenen Kräfte sind in ihm nicht vermischt, auch nicht gesondert, nicht als Meinung abziehbar, sondern eingefaltet Bestandteil einer Person, der ihr Genius auferlegt, sich allein der künstlerischen Äußerung zu bedienen. Wer diesen Zwang in seiner Natur hat, steht unter härterem Druck als die bloße Begabung; er kann zur genialen Leistung gelangen. Er kann auch der Hemmung unterliegen, vor allem hat er es nicht leicht, sich durchzusetzen, denn bei einer solchen Fixierung in der Kunst entstehen Gebilde, die Erbauung oder Belehrung ausschließen. Das Mißverständnis, daß sich aus ihnen doch etwas ableiten ließe, ist selten. Sie gleichen einer Währung, deren Karat es nicht erlaubt, sie in kleinere Stücke umzuwechseln; das erklärt die Schwierigkeiten, die Kessel beim Publikum hat.

Dabei erzählt er liebenswürdig, behutsam und aufgeklärt in einem Ton, der an Fontane erinnert. Auch das ist ein Vorzug. Fontane ist der einzige Romancier in der deutschen Literatur, der – was in ihr sonst fehlt – mit einer kompletten, aus der Gesellschaft gezogenen mittleren Welt vortritt. Eine solche Welt gab es in England seit jeher, und sie ist dort immer intakt geblieben, daher auch die Tradition des englischen Romans nicht abreißt. In Berlin gab es eine solche Welt in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als Fontane seine Romane schrieb. Im heutigen Berlin gibt es noch Schatten ihrer Mög-

lichkeit, Reste, Bruchstücke, ihren verdünnten Lebensstoff; aus diesem Fonds zieht Martin Kessel seine Figuren.

Das ist ein dritter Punkt, der beachtet sein will: nach dem ersten; dem Augenmerk auf die komplizierte, aber in sich kompakte poetische Substanz des Dichters; dem zweiten: dem Hinweis auf seine Zugehörigkeit zu Fontane, dieser dritte: daß er sich mit seinen Figuren im Stadtbild Berlins bewegt. Er scheut sich nicht, anders als es bei deutschen Romanschreibern der Brauch ist, die Straßen und Plätze mit Namen zu nennen. Auch sonst läßt sich vieles identifizieren: So erzählte mir vor kurzem ein Bekannter von dem Transformatorienhaus nahe dem Südwestkorso, das in Kessels außerordentlicher Geschichte „*Ein verlorener Abend*“ der Ort jener überaus merkwürdigen Begegnung mit einer geisterhaft Tod einflüsternden alten Frau ist; mein Bekannter erinnerte sich dabei, daß auch ihm, und lange ehe er Kessels Erzählung gekannt habe, das unbewohnte, nur von Drähten und Hochspannung erfüllte Haus auffällig und gespenstisch gewesen sei.

Manchmal wundert man sich, wenn in den Straßen, die Kessel beschreibt, Autos fahren. Sie kommen in der Geschichte vor, aber sie scheinen zu den Bildern seiner ruhigen Erzählweise nicht recht zu passen. Das Mißverständnis liegt beim Leser, der an die reportagehafte Darstellung seiner Großstadtmwelt gewöhnt ist. Die Reportage, die vorgibt, die Wirklichkeit selber zu sein, braucht Stücke aus ihr als Stützen und findet sie in Zeitkolorit und Schilderungen des Milieus – sie dienen ihr als Belege, um für wahr gehalten zu werden. Die Dichtung braucht keine Belege aus der Realität, da sie, wie eingangs gesagt, selber eine zu sein hat. Martin Kessel erfüllt diesen Anspruch, und hat man erst einmal begriffen, daß in seinen Erzählungen, bei aller Augennähe der Erscheinungswelt, keine Spur Reportage ist, so versteht man auch, warum das Milieuhafte bei ihm freigesetzt ist: Es wird zur Anzeige einer Position innerhalb einer unendlichen Gleichung. Hier berührt sich Kessel mit Hofmannsthal. Seine Erzählungen sind Gebilde

der Kunst, sind unabhängig von Bedingungen außerhalb, und er gehört zu den wenigen deutschen Autoren, die es mit ihrer Produktion zu dem gebracht haben, was man eine zusammenhängende literarische Existenz nennen möchte.

Mit wahren Vergnügen liest man in seinen Büchern alles, was Szene ist, und was er an Temperament, Kostüm, Jargon und alltäglichem Betragen darstellt, ob es nun Herrschaften aus dem Salon sind oder Frauen aus den Gemüsekelkern unter den Stadtbahnbogen, mit denen er uns bekannt macht. Wie völlig und überzeugend zu Leben gebracht ist in dem Roman die Figur der Zimmervermieterin Veitzuch! Aber auch Mymmchen, die „Zofe“, ist in ihrer Fragwürdigkeit so echt geschildert, daß der Leser sogleich ein ganzes Bukett ihm bekannter Personen, die ihr ähnlich sind, vor sich sieht. Und wenn es später von Frau Skorell, der „Dame“, heißt, die Buchstaben auf den Seiten ihres in Sizilien geschriebenen Briefes nähmen sich aus wie „sagenhafte Schriftsäulen“, so ist eine bestimmte Art Briefe, wie sie Damen schreiben, ein bestimmter Charakter auch, unüber trefflich gekennzeichnet. Immer wenn Kessel in Menschnähe kommt, blüht er auf. Er bringt es dabei zu einer ihm eigenen, unver schönten Sprache, und spürbar arbeitet dann auch die Phantasie am Umriß seiner Figuren. Ganz er selbst aber wird er, wenn er (mit Hilfe eben der Phantasie, so scheint mir) den von allen Erzählern so heiß wie oft auch umsonst begehrten Punkt erreicht, an dem sich eine Erzählung nicht mehr aufhalten läßt. Da dies die eigentliche Qualität jeder Erzählung ist – ohne sie wäre sie keine – und da ein Autor, einmal mit einer Geschichte auf dieser Bahn, sich nur behaupten kann, wenn er in seiner poetischen Substanz einen gewissen unauflöshchen Kern hat, werden in dem Augenblick andere Eigenschaften an ihm weniger wichtig. So bei Kessel: seine Teilhaberschaft an einer literarischen Tradition hülf ihm nichts, seine volle Präsenz in Stoffen aus der Realität Berlins wäre uninteressant, wenn er nicht in alldem von Anfang jene andere Realität des Kunstwerks

verwirklicht hätte, von der er zu Beginn seines Romans spricht.

Da es ihm gelingt, ist er ein wahrer Erzähler. Am vollkommensten, scheint mir, in der beklemmenden Geschichte „*Eine Frau ohne Reiz*“, die in dem Band „*Eskapaden*“ enthalten ist. Hier wird aus dem Interieur einer Pension eine Art Jenseits, ein Ort stillgelegter Zeit, an dem sich, beziehungslos zur Außenwelt, Entwicklungen vollziehen, die in manchem an Bennis „*Ptolemäer*“ erinnern.

In der „*Schwester des Don Quijote*“, diesem kleinen aber vielverästelten Roman, sind es kurze Kapitel, in denen die Handlung schrittweise in einer Folge deutlicher Vorgänge vorangeht. Es wäre eine eigene Untersuchung wert, um zu zeigen, wie hier jeder Vorgang eine bestimmte „*Figur*“ darstellt, d. h. wie die handelnden Personen jeweils in eine Lage gebracht werden, in der sie notwendig eine ihr entsprechende – innere oder äußere – Bewegung ausführen müssen. Die einzelnen Stationen sind: Einzug in eine Wohnung, Empfang einer Nachricht, Besuch, zufälliges Treffen, gemeinsame Mahlzeit, Reise (die durch Unfall beendet wird), Rückkehr und noch andere; die letzte Station ist der Tod. Hier zeigt sich ein klassisches Erzählmuster an, ein „*pas de deux*“, der Bestand hat; und man begreift, was Martin Kessel mit seinem Anspruch, daß das Kunstwerk eine Realität zu sein habe, meint.

Berlin

Franz Tumlner

DER JUNGE MANN UND DER STIER

Henry de Montherlant: *Tierrnenschen. Roman. Aus dem Französischen von Hans Kauders und Ernst Sander. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln-Berlin 1959. Einmalige Sonderausgabe in der Reihe „Die Bücher der Neunzehn“. 331 Seiten. 8,50 DM*

Das ist Montherlants Tribut an die Corrida, dargebracht im Jahre 1926, ungefähr um die Zeit also, als auch der Amerikaner Ernest Hemingway seinen großen Flirt mit dem Stierkampf absolvierte. So verschieden, grundverschieden die beiden sind, so auffällig gemeinsam war ihnen die Faszination

durch dieses blutige Schauspiel, dieses artistische Spiel mit dem Tier und dem Tod. Anders als Hemingway in seinem zynisch-blendend hingeplauderten „*Tod am Nachmittag*“ verwertete Montherlant seine Erlebnisse in Andalusien in einem Entwicklungsroman. Ein junger Mann, gerade erst im Abiturientenalter, erlebt den dreifachen Rausch der sonnenflirrenden spanischen Landschaft, des Stierkampfes und der erotischen Verstrickung – im ganzen so eine Art Jünglingsweihe, bei der sich heidnische und christliche Elemente auf paradoxe Art durchdringen. Warum aber verlegte Montherlant seinen Roman in das Jahr 1913, in die Zeit vor dem ersten Weltkrieg also – wirklich nur aus streng autobiographischen Gründen (er selbst ist 1893 geboren)? Oder war es ihm, dem Barrès-Schüler, doch mehr darum zu tun, die autistische Geisteslandschaft zu beleuchten, der er und seine namhaften Generationsgenossen sich früh verschrieben hatten? Es gehörte allerhand Halsstarrigkeit dazu, diese Haltung über den ersten Weltkrieg hinaus zu retten, und es war, wie man weiß, schließlich nur um den Preis möglich, daß man ins Zwielicht des Faschismus geriet – eine Verwirrung, der Montherlant allerdings nur sehr kurze Zeit erlag.

Es ist der außerordentlichen Künstlerschaft Montherlants zu verdanken, daß man diesen wie die vorangegangenen ins Deutsche übersetzten Romane nicht als etwas abgestandene Proben einer verbrauchten Technik und ungemein selbsterherrlichen Aussage liest, sondern als unverblaßte Zeugnisse der extremsten und hemmungslosesten Auseinandersetzung einer Einzelpersonlichkeit mit der Gesellschaft, die sie nicht mehr zu tragen vermag. Der leidenschaftliche Stolz des Abkömmlings aus altem normannischem Adel ist freilich außerstande, sich bei gelassener Ironie und spöttischer Skepsis zu bescheiden. Seine höchst verwundbare Sensibilität streift nicht selten das Hysterische, und eine übersteigerte Distanzierungssucht läßt den natürlichen Gegenständen einen Kometenschweif künstlicher folgen. Aber selbst dieser überdosierte Hohn wird aufgewogen und wett-

gemacht durch einen Stil und eine Formulierungsprägnanz, die hier die eigentliche und überzeugende Legitimation einer künstlerischen Persönlichkeit sind. Auch bleibt Montherlant, so sehr er die „Impassibilité“ Flauberts verabscheut, innerhalb der Gemarkung der großen Romantradition und verrät nicht die leiseste Beeinflussung durch Proust. Daß es trotz des Verbleibens in der dritten Person samt und sonders Ich-Romane sind, versteht sich.

Bemerkenswert ist, wie spröde und geradezu keusch hier bei der Schilderung einer ersten, kurzen Liebe von einem Autor verfahren wird, der zehn Jahre nach dem Erscheinen dieses Romans das wahrhaft nicht prüde Paris mit jener Romanfolge schockierte, die im Vorjahr unter dem Sammeltitle „*Erbar-men mit den Frauen*“ endlich auch in deutscher Sprache aufgelegt wurde. Das Mädchen Soledad verlangt als Buße für eine kleine Kränkung von dem jungen Amateur-Torero de Bricoule den Kampf mit einem besonders gefährlichen Stier – und der Junge bezwingt seine Angst und besteht das lebensgefährliche Abenteuer, um dann zu reagieren wie etwa der Held in Schillers Ballade „Der Handschuh“. Zwar ist sich der Autor der Romantik dieses Verhaltens wohl bewußt, so mühelos sie sich auch als Entschluß eines jugendlichen Gemüts erklärt – aber gerade mit solchen Zügen steht er mit verblüffender Folgerichtigkeit in der Reihe der Spanien-Exkursionen der französischen Literatur. Von Chateaubriand bis Larbaud folgen sie einem romantischen Drang, so verbrämt er sich auch bisweilen gebärdet, so verheimlicht in seiner Motivierung. Und so ist vielleicht auch die maßlose Ichbezogenheit, der radikale Abscheu vor der Gegenwart und die Suche nach dem Elementarerlebnis bei Montherlant (und natürlich keineswegs nur in diesem Roman) eine moderne Komponente dieser alten romantischen Sehnsucht nach einem Spanien, das durch Francos Sieg noch einmal einen Aufschub erhielt.

Es hätte übrigens wenig Sinn, mit dem Autor über ein Spanienbild zu rechten, das ein Jahrzehnt vor dem Bürgerkrieg präsentiert

wurde und eigentlich nur die Aufgabe hatte, eine wirkungsvolle Kulisse für einen jungen Mann zu sein, der nicht nur zornig war, sondern auch Künstler genug, seinem Zorn prachtvollen Ausdruck zu geben. Diesem außerordentlichen Romancier und Sprach-artisten hat Frankreich nach seiner Befreiung auch auffallend rasch und nachhaltig verziehen; sein literarischer Rang ist dort heute unangefochten, ja er hat sich sogar durch einen großen Bühnenerfolg vermehrt. Er gehört zu den drei großen „M“ der modernen französischen Literatur (Mauriac, Malraux, Montherlant), und es war tatsächlich hohe Zeit, das deutsche Publikum mit seinen Hauptwerken bekannt zu machen.

Berlin

Walter Lennig

SCHELMENROMAN OHNE WELT

Rafael Sánchez-Ferlosio: Abenteuer und Wanderungen des Alfanhuí. Roman. *Aus dem Spanischen von Helmut Frielinghaus. Insel-Verlag, Wiesbaden 1959. 183 Seiten. 9.80 DM*

Die kritischen Maßstäbe gegenüber einem Erstling sind leicht bestimmt von Wohlwollen, mit dem sich womöglich sogar etwas Rührung verbindet. Ob aber auch Übersetzungen solcher Erstlinge die gleiche Nachsicht und Geduld verlangen? Vor allen Dingen: Haben sie noch Anspruch darauf, wenn ihr Autor längst sein zweites, ungleich reiferes Werk vorgelegt hat?

Rafael Sánchez-Ferlosio, heute zweiund-dreißig, hat dieses romantische Geschichtenbuch von Alfanhuí mit dreiundzwanzig Jahren geschrieben. Sechs Jahre später aber, 1956, erregte er Aufsehen mit dem Roman „*El Jarama*“, ausgezeichnet mit Spaniens erstem Literaturpreis, dem Premio Nadal, und noch heute gefeiert als ein unbewußter Vorläufer des nouveau roman, ein kompromißloser, in nüchternster Prosa niedergeschriebener Bericht von der Tatsächlichkeit des spanischen Alltags. Erst wenn man von diesem Buch weiß, wird das Unternehmen, ihm die Abenteuer des Alfanhuí in deutscher

Sprache voranzuschicken, vollkommen unverständlich.

Denn vor unsere Augen tritt Alfanhuí wie ein verspäteter, endgültig anämischer Vetter von Hermann Hesses Goldmund. Er ist das Papiergeschöpf einer sehr jugendlichen, noch ganz gegenstandslos vor sich hin träumenden Phantasie. Natürlich hat sein Dasein keinen festen Halt in irgendeiner bestimmten Zeit, sondern schwebt durch eine vage Überzeitlichkeit, wo Märchenriesen ebenso selbstverständlich erscheinen können wie Lokomotiven. In dieser geträumten Welt schließt der Junge Alfanhuí zunächst Brüderschaft mit einem Wettermann, fängt dann das Blut eines Sonnenhintergangs auf, bespricht sich mit Räubern und einer Marionette, hütet Ochsen, untersucht unaufgeräumte Speicher und studiert vor allem die Farben der Dinge. Seine „Abenteuer“ (im spanischen Titel heißt es „*Industrias*“) sind keine Abenteuer, also ereignisreiche Begegnungen von Held und Umwelt, sondern lyrische Kulissen, durch die der Autor seine Figur hindurchführt, um seine Impressionen in einer Schein-Handlung zusammenzuzwingen. Was sich als „Roman“ ausgibt, entpuppt sich als eine Kollektion sensibler Landschaftsbilder, surrealistischer Späße und sich in einen Hintergrund von Tiefsinn öffnender Legenden, ausgehämmert mit Ironien und dann wieder aufgeweicht in Sentimentalität – die Arbeit eines jungen Autors, der zunächst nichts weiter vorzuzeigen hat als sein Instrumentarium: seine Phantasie und seinen Stil.

Hätte er sich nur nicht mehr vorgenommen! Denn in den Grenzen eines solchen übermäßig romantischen Selbstgenusses der eigenen Schreibfertigkeit gelingen ihm einige Kabinettstückchen, etwa das durch und durch manieristische Porträt eines Landstreichers, dem Pflanzen und Vogelnester aus allen Körperteilen hervorsprossen, oder die Geschichte Don Zanas, der wilden und amüsierlustigen Marionette aus Madrid. Aber die schöne Sinnlosigkeit und der nur episodische Triumph der puren Phantasie wollten dem Autor nicht genügen. Die gar nicht

reizlose Privatheit seiner Sprachclownerien und -träumereien möchte er rechtfertigen, indem er ihnen „Aussagen“ unterlegt. „Die Menschen“, so heißt es dann, „leben und altern, die Elstern sprechen und schauen. Die Elstern glauben nicht an die Hoffnung und grämen sich darum nicht.“ So zu orakeln, nur mit schön gesetzten Worten, aber gedankenlos, läuft immer auf Falschmünzerei hinaus. Sánchez-Ferlosio verfügt allzu beliebig über die Worte, Dinge und Figuren, so auch, wenn er wahllos und mechanisch personifiziert, seine Häuser lächeln und seine Stühle lauschen läßt, bis sich der Leser endgültig eingekreist und mattgesetzt fühlt von den in poetische Nippesfigürchen verwandelten Dingen.

Wer an eine Literatur der „schönen Stellen“ nicht mehr glaubt, den werden einige Gags der Inspiration über die innere Leere dieses Buches nicht hinwegtrösten können. Ein Schelmenroman, der keinen Stoff mehr enthält, keine Welt, nur die auf sich selbst bezogene Phantasie des Autors, ist so viel wie ein schwarzer Schimmel. Man hat Sánchez-Ferlosio, seinem schon in deutsch angekündigten Roman „*El Jarama*“ und auch seinen weiteren Büchern einen schlechten Dienst erwiesen, als man ihn mit diesen kunstgewerblichen Schreib- und Scherzproben debütieren ließ.

München

Reinhard Baumgart

DAS FLIESENDE ERLEBEN

Virginia Woolf: Die Wellen. Roman. *Aus dem Englischen von Herbert H. und Marly Herlitzska.* S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1959. 294 Seiten. 16.80 DM

Virginia Woolf suchte „das Ding, das unter dem Scheinbild des Dinges liegt“. „*The Waves*“ ist ihr größter Fund. Die Geschehnisse sind vollkommen in das Innenleben von sechs Personen verlagert, die Welt repräsentiert sich dem Leser nur durch sie. Einerseits lebt in diesem, in den Jahren 1926 bis 1931 entstandenen Buch noch die An-

sicht Gellerts und Richardsons weiter, daß im Roman eine Fabel seelische Reaktionen auf äußere Geschehnisse darstelle. Anderseits wurde eine Reduktion praktiziert, die einen ganz entschiedenen Grad von Entwicklung markiert. „Sagte Bernard“, „sagte Susan“, „sagte Rhoda“, Neville, Jinny, Louis, heißt es stereotyp, doch selten ist klar, wer angesprochen wird. Meistens sind es Selbstgespräche, im Grunde spricht die Autorin selber. Denn es gibt trotz charakterlicher und biographischer Unterschiede eine irrealen Geistesverwandtschaft zwischen den sechs Personen. Nun kommt das unvermeidliche Schlagwort vom „inneren Monolog“. Virginia Woolf ging längst nicht so weit wie James Joyce, doch sie erreichte Vollkommeneres im engeren Bereich. „The Waves“ ist völlig homogen, das Sein ist durchweg in Bewußtsein umgesetzt, daraus resultiert die Stilisierung. „Ich habe mich gezwungen, jede Schablone zu zerbrechen“, schrieb sie ins Tagebuch, „und für alles, was ich fühle oder denke, eine frische Ausdrucksform zu suchen.“

Die sechs Figuren werden vom Beginn der Schulzeit an bis zum Beginn des Alters beleuchtet: Louis, der Primus mit dem Minderwertigkeitskomplex, der gesellige Bernard, die selbstsichere, leichtfertige Jinny, die häusliche Susan, die schüchterne, träumerische Rhoda, der poetische, schwächliche Neville. Dazu als siebenter Percival, der von allen bewundert wird, selbst aber nie zu Wort kommt. Sein früher Tod verursacht ein Trauma in seinen ehemaligen Mitschülern. Die Introspektion beginnt in einem Internat in ländlicher Gegend. Dann kommen die Sommerferien mit der Heimkehr, später das endgültige Auseinandergehen, aufs College, ins Kontor, Percival sogar nach Indien. Aus diesem Anlaß treffen sich alle noch einmal, und auch später gibt es Zusammenkünfte in einem bestimmten Lokal. Jinny und Bernard haben inzwischen geheiratet, auch Rhoda und Louis, der wohlhabend geworden ist und sich eine Mätresse hält; auch Neville ist zu Geld gekommen, Susan hat einen Landwirt geheiratet. Diese Stadien

treten aber nur mehr oder minder deutlich hervor, gehen auch teilweise ineinander über, es kommt auf dieses Skelett der Handlung nicht an. Inhalt dieses lyrischen Epos sind die jeweiligen seelischen Aspekte.

Der Schluß variiert, lädiert sogar das Gefüge ein wenig. Ein fast sechzigseitiger Monolog Bernards, eine Zusammenfassung, wie er sagt, wendet sich an eine achte Person, einen Mitreisenden, der selbstverständlich und glücklicherweise namens- und gesichtslos bleibt. Dieser Schluß ist in einer Art Ekstase niedergeschrieben worden und dann folgte die Tagebuchnotiz: „Vor fünfzehn Minuten schrieb ich die Worte ‚O Tod‘, nachdem ich durch die letzten zehn Seiten mit Augenblicken von solcher Intensität und Berauschtigkeit gewirbelt war, daß ich nur hinter meiner eigenen Stimme hinzutaumeln schien, oder hinter irgendeinem anderen, der zu mir sprach (wie damals, als ich verrückt war). Ich fürchtete mich fast, wie ich an die Stimmen dachte, die mir damals voranflogen. Aber nun ist es getan: und ich saß in diesen fünfzehn Minuten in einem Zustand von Seligkeit und Ruhe und ein paar Tränen da.“ So lautet der Schluß des Buches: „Unbesiegt und unnachgiebig will ich mich dir entgegenwerfen, o Tod!“ Und dann noch, durch Kursiven abgesetzt: „Die Wellen brachen sich am Ufer.“

Diese Wellen haben eine formale und eine inhaltliche Entsprechung. Die Monologe sind von acht Stimmungsbildern durchschossen, die den Lauf der Sonne feiern und die Verwandlungen, die das Meer, aber auch Land und Haus unter ihrem Licht erfahren. Tag und Leben sind dadurch in Parallele gesetzt worden. Wellen sind die wichtigste und häufigste Metapher der Dichterin des fließenden Erlebens. Auch in bezug auf sich selbst sprach Virginia Woolf von Wellen, Ebbe und Flut. Und eines Tages ging sie in die Wellen der Ouse, unweit von ihrem Landhaus in Surrey, wo sie lebte, seit das Londoner Haus durch Bomben zerstört worden war. Das Motiv war die Furcht, „in diesen schrecklichen Zeiten wahnsinnig zu werden. Ich höre Stimmen.“ So hatte sie im Ab-

schiedsbrief an ihren Mann geschrieben. Ihr fragiler Intellekt war der nervlichen Belastung durch die Phantasie nicht gewachsen, die sich vor allem in dem sechsstimmigen Chorus „Die Wellen“ wunderbar objektiviert hat.

Liebevoll haben ihre Übersetzer Herberth und Marlys Herlitschka sich der Nuancen angenommen und sind eher noch poetischer als ihre Vorlage. Sie schrieben: Hörner von Kühen seien von Licht „unterfüttert“ für ein simples „lined“. Aus „wetness“ wurde „Feuchteln“. Vögel „schwuppten“, liest man, wo im Englischen birds „swooped“ steht: sie stießen also hernieder. Jedenfalls trivialisieren die Herlitschkas nicht. Virginia Woolf ist bei ihnen in sehr guten Händen.

Stuttgart

Hans Daiber

DIE DUMMHEIT UNTERWEGS

Jack Kerouac: Unterwegs – On the Road. Roman. Aus dem Amerikanischen. Rowohlt Verlag, Hamburg 1979. 296 Seiten. 12.80 DM

In der guten alten Zeit (Urahn, Großmutter, Mutter und Kind) rechnete man auf eine Generation rund dreißig Jahre. Heute japsen angegraute Professoren der Soziologie, gleichsam mit heraushängender Zunge, den im Zeitraffer vorbeijagenden Generationen nach, um nur ja nicht den Anschluß zu verlieren. Der Fortschritt ist auch auf diesem Gebiet, wo man eine so erstaunliche Beschleunigung des Produktionsprozesses gar nicht erwartet hätte, unverkennbar. Innerhalb weniger Jahrzehnte sind die verlorene, die Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegs-, die skeptische, schweigende und geschlagene Generation (um nur die allerwichtigsten zu nennen) an uns vorübergaloppiert. Auf diese Weise kann heutzutage jeder, der Wert darauf legt und einen Presseagenten bezahlen will, mit dreißig Jahren mehrfacher Urgroßvater, und wäre es auch nur, wie der Presseagent zu sagen pflegt, „im kulturellen Bereich“, werden.

Mit der in dieser Branche üblichen Verzögerung (also 1–1½ Generationen zu spät)

erreichen die Offenbarungen der „beat generation“ unsern Büchermarkt. Nehmen wir also den Rest von Neugier und Unbefangenheit zusammen, der uns nach zahllosen Artikeln, Reportagen, soziologischen, psychologischen, literarischen, philologischen, amerikanischen, amerikanistischen und einheimischen Analysen geblieben ist, und sehen wir zu, was *Jack Kerouac*, der berühmte Hohepriester aller Beatniks, für einen Roman geschrieben hat. Es kommt viel darin vor, so viel, daß wir nur die wichtigsten, alle paar Seiten wiederkehrenden Motive und Figuren aufzählen können: Motels, Baseballspiele, Bordelle; besoffene Schriftsteller im Pyjama, Schwule, Zen-Buddhisten und Kippensammler; Schießbuden, Negerkneipen, Autorennen; Spielautomaten, Betten und Gasometer; Visionen, Schlaftabletten, Parkplatzklosetts; Babies, Benzedrin, Marihuana; Jukeboxes und Betten voll Marmelade und Blondinen; Baracken, Busstationen und Bebop. Zu den wichtigsten Vokabeln gehören einerseits „Engel“, andererseits „scheißegal“, zu den beliebtesten Getränken der sogenannte „Wein-Spodiodi“: „ein Schuß Whisky mit einem Schuß Portwein“. Durch diese Landschaft bewegen sich die Helden dieses Buches, ein paar Dutzend junger Männer und Mädchen, von denen man kaum die Vornamen behält. Sie leben allesamt „irgendwie“ von „irgendwas“, schlafen mit „irgend jemand“, streiten, trinken, rauchen „Tee“, hören Jazzplatten, veranstalten Parties in Slumwohnungen, Stundenhotels und Herrentoiletten, trennen sich „irgendwie“ und begegnen einander „irgendwie“ wieder zwischen Gefängnis-aufenthalt und Ekstasen. Ihre beiden Hauptbeschäftigungen sind in dieser kurzen Übersicht noch nicht berücksichtigt: endlose Autofahrten und endloses Geschwätz. In beiden Fällen kann man von Obsessionen sprechen. Nach der ersten dieser beiden Manien, der zwangshaften Ortsveränderung, ist das Buch genannt. Seine Personen sind unaufhörlich und ohne jedes erkennbare Motiv „unterwegs“. Sie melden sich aus Port Allen, Mississippi, aus Dalhart, Texas,

Indianapolis, Indiana und Davenport, Iowa, ohne daß sie dort das geringste zu suchen hätten oder etwas anderes fänden als Motels, Baseballspiele, Bordelle etc. etc. Der Erzähler, ein gewisser Sid Paradise, pendelt im Verlauf des Buches mindestens ein dutzendmal zwischen New York und Kalifornien hin und her, ohne damit irgendeine Absicht zu verfolgen. Die Wanderlust, von welcher die Figuren sich ergriffen zeigen, erinnert an die Brownsche Molekularbewegung. Sowenig wie erhitzte Gasmoleküle in ihrem Behälter vermögen sie ihr Hin und Her zu beeinflussen oder sich seiner bewußt zu werden. Ihr Idealzustand ist die Bewußtlosigkeit, bis zu der alles und jedes getrieben werden muß, um ihnen akzeptabel zu scheinen. Bis zur Bewußtlosigkeit geht auch ihr Geschwätz, das auf seinen Höhepunkten zur klinischen Logorrhöe wird. Einige Proben: „Nichts von dem, was er sagte, war klar, aber was er sagen wollte, wurde irgendwie rein und klar.“ – „Er kümmerte sich um nichts mehr (wie früher), aber jetzt *kümmerte er sich gleichzeitig um alles im Prinzip*; das heißt, es war ihm alles egal, und er gehörte der Welt, und es gab nichts, was er daran ändern konnte.“ – „Oh, Mensch! Mensch! Mensch!“ stöhnte Dean. „Und es ist noch nicht einmal der Anfang davon . . . denn der springende Punkt ist, daß wir wissen, was ES ist, und daß wir wissen, was ZEIT ist, und daß alles wirklich GUT ist.“ – „Was ist dein Weg, Mensch? – Weg für heilige Knaben, Weg für Verrückte, Regenbogen-Weg, Idioten-Weg, irgendein Weg. Es ist ein Weg irgendwohin, für irgend jemand, irgendein Weg. Wohin, wer, wie? Scheiße...“ (Kursiv- und Majuskelsatz im Original.) Heroisch kämpfen die beiden Übersetzer, Georg Binzer und Werner Burkhardt, mit dem Quatsch.

Es ist gut, daß dieses Buch geschrieben und veröffentlicht worden ist; denn die Welt, die es darstellt, existiert; die läppischen, tragikomischen Figuren, von denen es handelt, gibt es wirklich; das Buch ist authentisch und aufrichtig bis ins letzte Komma. Jene Welt, jene Figuren kann man

rühmen oder verdammten, man kann vor ihnen erschrecken, man kann sie – nach Belieben – tragisch oder widerwärtig finden. Man kann Sid Paradise und seine Welt kritisieren, aber nicht Jack Kerouac. Es gibt keinen Jack Kerouac. Ein Buch ohne Distanz zwischen Darstellung und Dargestelltem, ein Buch ohne Form und ohne Intelligenz ist ein Buch ohne Autor. Seine Authentizität ist Blindheit. „ES“ ist eine taube Nuß. Die jungen Leute, die da unterwegs sind, kann man betrauern oder bemitleiden. Trost mag der Umstand spenden, daß das Gerede von der geschlagenen oder sonst einer Generation aufgelegter Schwindel ist. Wäre es anders, gäbe es einen Schriftsteller namens Kerouac, der stellvertretend für eine ganze Generation schriebe, wir könnten sie nicht anders nennen als „die saudumme“. Denn Tragik hin, Authentizität her: das hervorragendste Merkmal aller Personen, die „Unterwegs“ auftauchen, ist ihre Dummheit. Rom Hans Magnus Enzensberger

LEBEN ALS REKONSTRUKTION

Claude Simon: Der Wind. Roman. *Aus dem Französischen von Eva Reibel-Mertens. Piper Verlag, München 1959. 307 Seiten. 15,80 DM*

Der Gegensatz von konservativ und modern in der Romanprosa, der früher einmal mit dem Gegensatz von behaglicher Langatmigkeit einerseits und hektischer Knappheit andererseits zusammenfiel, gilt in dieser Form nur noch bedingt, eher vielleicht in der Umkehrung: Der knappe matter-of-fact-Stil ist oft Ausdruck eines unerschütterten (konservativen) Bewußtseins von der Verlässlichkeit der Realität, wohingegen der moderne Romancier, der sich einer Überfülle widerstrebender Aspekte gegenüberstellt und dem infolgedessen die Darstellbarkeit der Wahrheit, das Wie-es-gewesen-Ist, überhaupt tief problematisch geworden ist, häufig zu einer uferlos strömenden, freilich alles andere als behaglichen Prosa zurückkehrt.

Mit solchen oder ähnlichen Überlegungen

muß man zunächst einmal seiner Überraschung Herr zu werden versuchen, wenn man sich bei dem für uns neuen französischen Autor *Claude Simon* von der ersten bis zur letzten Seite Satzungen Fäulnis ausmaßes und einer an Proust gemahnenden syntaktischen Akratie gegenübersteht. Dabei handelt es sich nicht um eine direkte Abhängigkeit, auch nicht um eine stilistische Attitüde, sondern eben um den Ausfluß einer tiefen Skepsis, die dem wahren Sachverhalt einer Geschichte nur approximativ beikommen zu können glaubt.

Die Geschichte nun, um die es hier geht, eigentlich nur eine Episode aus dem Leben einer südfranzösischen, mediterranen Kleinstadt, ist allerdings rätselhaft genug, zumal sie von dem vorgeschobenen Erzähler, einem mit dem passiven Helden der Vorgänge flüchtig bekannt gewordenen Gymnasiallehrer, mühsam aus der Rückschau und vom Hörensagen her rekonstruiert, will sagen aus zahllosen vieldeutig schillernen Glassplitterchen zu einem Kaleidoskop gefügt wird, das, vom Erzähler selbst unablässig durcheinandergeschüttelt, immer neue Aspekte, Muster, mögliche Motivverflechtungen ergibt. Dabei ließe sich der einfache Hergang bequem auf den Umfang einer Lokalnotiz komprimieren. In der südfranzösischen Provinzstadt erscheint eines Tages von irgendwoher ein Mann, um das Erbe seines ihm unbekannt gebliebenen Vaters anzutreten, das zwar nur aus einem verpachteten und heruntergewirtschafteten Weingut besteht, aber immerhin ein Vermögen darstellt. Er muß prozessieren, sitzt in den Vorzimmern der Anwälte herum, wohnt in einem schäbigen Hotel und ist als ein Mann vermutbaren künftigen Reichtums Avancen ausgesetzt, die von der puren Neugier bis zu offener Zudringlichkeit und schleimiger Anbiederung reichen. Als der reine Tor und Sonderling, der er ist, begreift er von alledem nichts und tappt blindlings in jeden Sumpf und in jede Falle, die ihm mehr oder minder absichtsvoll gestellt wird. Am Ende wird er sogar in eine Diebstahls-, Erpressungs- und Selbstmordaffäre

verwickelt. Der reine Tor, dessen abgerissenes Äußere allein schon genügt, ihn der Lächerlichkeit und allgemeinem Nase-rümpfen preiszugeben, zieht von dannen, und der Wind vom Mittelmeer, der unablässig um die Häuserecken fegt, den Staub aufwirbelt und den provinziellen Furor angefacht hat, ebnet alles wieder ein.

Zum Unterschied von anderen modernen Schrittmachern des Romans (wie etwa Robbe-Grillet) hält Claude Simon an der grundsätzlichen Interessantheit menschlicher Begebenheiten und Reaktionen wie auch an der ethischen Verantwortung des Schriftstellers fest. Es geht ihm durchaus um das Bild des Menschen, und seine Zeitkritik ist um so beißender, als sie meist am Rande – in kaskadenartigen Nebensätzen und Parenthesen – abgetan wird wie eine Sache, die sich unter einsichtigen Menschen von selbst versteht. Auch die Fabel scheint zeitkritisch-didaktisch etwas zeigen zu wollen, wie nämlich der exemplarisch gute Mensch durch seine bloße passive Existenz in einer ausschließlich vom Eigennutz regierten Welt suspekt werden muß, wie er ohne sein Zutun oder gerade deshalb – schuldhaft oder nicht – eine Maschinerie des Unheils in Bewegung setzt, deren unerbittlich mahlen-dem Räderwerk er am Ende selbst nur mit knapper Not enttrinnt. Die chaplineske Tragik dieser Gestalt ist nicht zu übersehen, ja sie scheint dem Autor an Stellen wie der folgenden geradezu vorgeschwebt zu haben: „Nicht um etwas zu beweisen war er da. Er existierte ganz einfach nur. Das ist alles, es hatte sich nun einmal so ergeben, und jetzt befand er sich ungefähr in der Lage eines Laufburschen, der Tortelettes austragen soll und plötzlich mitten in ein Rennen von Altwagen geraten ist, nur mit dem Unterschied, daß er, anstatt sich mit dem Versuch zu begnügen, sein Tablett möglichst über seinen Kopf zu erheben und dem wirren Treiben nach Kräften auszuweichen, sich geradezu als Verstärkung mitten hinein begab, und das nicht einmal aus Sports- oder Widerspruchsgeist, vielmehr ohne sich überhaupt darüber klar zu sein: einfach weil er nun einmal so

beschaffen war, weil er zweifellos nicht anders konnte, als sich immer in der falschen Richtung, ja sogar der verbotenen Richtung zu bewegen, die er wahrscheinlich noch dazu für die richtige hielt.“

Die Übersetzung dieses in jedem Betracht außerordentlichen, stilistisch komplizierten Romans lag bei der von Proust her noch bestens trainierten Eva Rechel-Mertens in guten Händen.

Berlin

Walter Schürenberg

SCHULD UND SÜHNE

R. C. Hutchinson: Der neunte März. Roman. Aus dem Englischen von Ernst Sander. Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh 1959. 431 Seiten. 14,80 DM

Wer den englischen Erzähler R. C. Hutchinson nach seinem ersten in Deutschland bekanntgewordenen Roman „Die Stiefmutter“ unter die psychologisch geschulten Frauenbuch-Autoren eingereiht haben sollte, den wird dieser „Neunte März“ überraschen. Das ist kein Buch, das noch irgend etwas mit der Tradition britischer Gesellschaftsromane zu tun hätte. Hier steht die harte politische Wirklichkeit im Vordergrund, mit kriegesischen Tatsachen und ihren Folgen.

Aber schon in der „Stiefmutter“ war die Hauptfigur nur scheinbar eine Frau. Das Problem, um das es eigentlich ging, hatte seine ursächliche Vorgeschichte ebenfalls in einer Kriegsschuld und war gar nicht so verschieden von dem des schuldigen deutschen Obersten, der diesmal als Schlüsselfigur für die Wahrheitsfindung eines anderen dient. Was ist Wahrheit? Was ist Pflicht, und wie setzt sich der Mensch von empfindlichem Gewissen mit einer Welt auseinander, für die Recht und Unrecht nicht mehr eindeutig unterschieden sind?

Als Zeitgenosse und Zeitungsleser hat man sich daran gewöhnt, vor gegebenen Tatsachen zu kapitulieren und höchstens noch sein sorgfältig abgeschirmtes Privatleben moralisch rein zu halten. Hutchinsons österreichischer Arzt Dr. Eugen Reichenbach

kann einem da zunächst als ein sonderbarer Heiliger erscheinen. In der Position des über allen Wirrnissen stehenden Angehörigen der privilegierten Besatzungsmacht, als Wahlamerikaner in eine statistische Dienststelle nach Triest versetzt, bringt er es doch nicht fertig, sich außerhalb der äußeren und inneren Bannmeile zu halten, die Organisation und lebendiges Leben trennt. Es scheint, als geriete er wider Willen mitten in den Sog einer dunklen Affäre, die ihn gar nichts angeht. Er trifft einen ehemaligen Schulfreund, einen höchst verdächtigen Kolporteur und Schmugglerchef, und läßt sich in merkwürdiger Passivität mitziehen, wirft sein eignes wohlgeordnetes Dasein über den Haufen und findet sich als Mitschuldiger an der Flucht eines deutschen Kriegsverbrechers wieder.

Wie das sich vorbereitet und wie es geschieht, das wird diesem ursprünglich indifferenten Menschen immer erst hinterher klar. Hutchinson schildert mit äußerster Genauigkeit nichts als die lebhaften Eindrücke des aus der Bahn Geratenen, der ein Fremdling bleibt in der Verschwörerwelt, die plötzlich die seine wurde. Ein buntes Völkergemisch aus Slowenen, Kroaten, Griechen und Italienern drängt sich heran, jede einzelne Gestalt in ihrer skurrilen Einmaligkeit scharf und dennoch wie hinter einem Vorhang aus Furcht gesehen. Die Zusammenhänge, vom Leser längst erraten, lösen sich ständig wieder auf, ziehen sich zurück, werden blitzartig deutlich und im selben Augenblick unwichtig. Denn es ist mehr gemeint als das, was geschieht, und trotz seiner Tatsachenfülle ist das kein „Tatsachenbericht“. Es ist die Geschichte einer seelischen Irrfahrt und Heimkehr zu sich selber. Außerordentlich wird das, was Hutchinson erzählt, für deutsche Leser durch die zwingende Erkenntnis: Jede Schuld muß gesühnt werden. Zwanzig unschuldige Geiseln aus dem Dorf Pravnitzar wurden 1943 auf deutschen Befehl erschossen. Der Haß der Hinterbliebenen ist zum „aller Heilkunst unzugänglichen Krebsgeschwür“ geworden. Es gibt nur eine

Wiedergutmachung: Der Mörder muß sterben.

Zwar ist es nicht der deutsche Befehlshaber von damals, der sich der im höheren Sinn gerechten Vergeltung durch die Rache freiwillig unterwirft, sondern seine Frau. In dieser Franziska Zempelmarck ist das Prinzip unabdinglicher Wahrhaftigkeit verkörpert. Sie ist nicht mehr aus Fleisch und Blut, und die Liebe zu ihr läßt den labilen Reichenbach allmählich zum Überwinder alles Irdischen werden. Die Hauptfiguren des Romans haben alle die Tendenz, sich selbst zu verleugnen – an der Spitze der Preuße Zempelmarck, Urbild des „ehrenhaften“ Nationalsozialisten und, von England aus: Urbild des Deutschen schlechthin. Allen diesen Willensathleten wünschte man einige Züge vom Allzumenschlichen; dann könnte man außer der Hochachtung vor der ethischen Konsequenz auch wärmere Teilnahme fühlen.

Der britische Humor, den Hutchinson trotz seiner puritanischen Strenge nicht verleugnen kann, entschädigt für manche etwas theoretische Verdünnung. In kleinen Begegnungen mit einfachen Menschen prägt sich die christliche Humanität dieses Autors viel sinnfälliger aus als in den Hauptszenen. Wie denn die Farbigekeit der Umwelt alle Abstraktionen überspült und dem Ganzen erst sein schriftstellerisches Gewicht gibt.

Berlin

Hedwig Rohde

AUF HYPOTHETISCHEM FELD

Ernst Jünger: *An der Zeitmauer*. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1959. 314 Seiten. 19,50 DM

Die neue mit Spannung erwartete Schrift Ernst Jüngers „An der Zeitmauer“ stellt seit langem wieder einmal ein theoretisches, fast möchte man sagen systematisches Werk des Verfassers dar. Dieser formale Charakter, aber auch mancherlei inhaltliche Bezüge verbinden sie mit Jüngers seinerzeit vielbeachtetem Frühwerk über den „Arbeiter“.

Außerdem steht die kleinere Arbeit „Über die Linie“ in etwas engeren Beziehungen zu dem neuen Werk, wobei man jedoch hinzufügen muß, daß alle solche Kategorien und Gruppierungen bei einem so „ganzheitlichen“ Autor, wie Jünger es ist, nur von relativ äußerer Bedeutung sind. Alles, was Jünger schreibt, hängt unterirdisch zusammen, in jedem seiner Bücher hat man es zuletzt immer mit dem gesamten Horizont seines Geistes und mit allen Aspekten seiner reichen Begabung zu tun.

Das neue Buch geht, wie Jünger im Vorwort sagt, auf „zwei nicht nur zeitlich einander folgende, sondern auch thematisch verschiedene Schriften“ zurück. Die erste kleinere, Neujahr 1957 begonnene heißt „Meßbare und Schicksalszeit“, dazu im Untertitel „Gedanken eines Nichtastrologen zur Astrologie“, während die zweite umfangreichere und auch gewichtigere dem ganzen Werk ihren Sonder-Titel „An der Zeitmauer“ verliehen hat. Es kann im ersten Augenblick überraschen, daß Jünger, der ja doch eher als ein nüchterner, unterkühlter Kopf gilt, sich ernstlich mit etwas so Suspektem wie Astrologie einläßt. Natürlich hat er da große Vorläufer, und es läßt sich manches Vernünftige und Gerechte gegen den sterilen aufklärerischen Hochmut sagen, der auf derlei „Aberglaube“ nur mit Verachtung niedersieht. Es fällt aber doch auf, daß Jünger für seine Ehrenrettung der Astrologie – sie gilt weniger den Ergebnissen als den Voraussetzungen und der Methode dieser „Halbwissenschaft“ – etwas zweifelhafte, vielleicht eine innere Unsicherheit spiegelnde Voraussetzungen macht. Immer wieder kommt er auf „ihre Quantität, die Massenhaftigkeit ihres Auftretens“ zurück und stellt die Sachlage so dar, als ob wir uns in einem wesentlichen, gar nicht mehr wegzuleugnenden Rekurs auf astrologische Weisheit und Praktik befänden. Ernsthafte Astrologen – und es mag sie in beschränktem Umfang in der Tat heute wie zu allen Zeiten geben – werden diese Zeitdiagnose Jüngers wie das Bulletin eines fremden Arztes, der ihre Wünsche bestätigt,

aber ihre Befürchtungen nicht zum Schweigen bringen kann, aufnehmen. Es stimmt einfach nicht, was Jünger hier vindiziert, so gut er es später auch in wichtigeren Zusammenhängen seines Gedankenganges brauchen kann, daß Astrologie wieder ein wichtiger, ja, auch nur ein quantitativ bedeutender Faktor des Zeitgeistes geworden sei. Wer auch nur etwas davon weiß, wie flüchtig die obligaten Monats- und Jahreshoroskope in Winkelblättern oder in den entsprechenden Ecken der Illustrierten und Tageszeitungen hergestellt und gelesen werden, kann auch ihrer „Massenhaftigkeit“, gerade vom „ernsten“ astrologischen Standpunkt aus, keine zeitsymptomatische Bedeutung zuerkennen. Das hat es immer gegeben, und es wächst und fällt auf im gleichen Maße, wie überall quantitative Steigerungen unsere moderne Wirklichkeit bestimmen. – Soviel zu diesem ersten Teil des Buches, der sich im übrigen leicht und freundlich, beinahe munter liest und einen „Altersstil“ Jüngers signalisiert, von dem man sich noch manches versprechen darf. Der Hauptteil des Buches, noch einmal gesondert „An der Zeitmauer“ überschrieben, hat es aber mit wichtigeren Problemen zu tun. Jünger hat hier wieder einmal eine seiner glänzenden Formeln gefunden: „Zeitmauer“ umschreibt höchst sinnfällig nach innen einen Zustand, nach außen eine Imagination, an denen wohl jeder Denkende heute mehr oder weniger Anteil hat, unter deren „Komplex“ jeder leidet. Man weiß nicht, wie es „in der Zeit“ weitergehen wird, im Politischen, in den Naturwissenschaften, in der Technik, mit dem Leben auf der Erde, mit dem Menschen im biologischen, moralischen, sozialen, religiösen Sektor usw. Katastrophen werfen magische Schatten voraus, der undenkbbare Begriff des Endes der Zeit macht uns zu schaffen, kurzum, in der Dimension der Zeit scheint sich in der Tat etwas wie eine Mauer vor uns aufzutürmen. Was tut nun Jünger? Er analysiert diesen Komplex nicht sehr systematisch oder in wissenschaftlichen Unterteilungen, sondern mit kurzen gezielten Hinweisen eines auf Liebhabermanier

lange mit der Sache beschäftigten Kopfes, wobei nicht das Ganze beschrieben, sondern nur auf wesentliche Symptome die Hand gelegt wird. Diese Analyse tritt auch nicht gesondert hervor, sondern ist eingebettet in die eigentliche Aufgabe, die sich die Schrift gestellt hat. Wir wollen sie, Jüngers Methode folgend, auch unter einem Bild wiedergeben. Er will diese Zeitmauer nicht abtragen, nicht zum Verschwinden bringen, geschweige denn, wie sonst die meisten unter uns es tun, sie über ernsthaften Arbeiten und Pflichten der Gegenwart als ein Luftgebilde des Künftigen ignorieren, sondern er will sie überspringen, ihr „Jenseits“, und sei es auch nur für Momente seines Sprunges, zu erspähen suchen. Dazu unternimmt er, wie es noch jeder Springer tun muß, eine unerläßliche Voranstrengung: Er „geht zurück“, und zwar so weit, wie die Höhe des erforderlichen Sprunges es ihm nötig erscheinen läßt. Frühgeschichte, Vorgeschichte, Lebensgeschichte, Erdgeschichte, Urgeschichte, sie alle müssen herangezogen werden, um das Dunkel hinter der Zeitmauer punkthaft und spiegelbildlich zu erhellen. So kommt es, daß das Werk zwischen Mythos und Prophetie ausgespannt ist und von beiden seinen Stil, seine Methode, seine Begriffe und Vorstellungen empfängt.

Spenglers und Nietzsches visionäre Prognostik, von der man eigentlich gedacht hat, daß sie für ein heutiges Denken nicht mehr allzu fruchtbar gemacht werden könnte, hat in Jüngers „Zeitmauer“ einen Erben und Anwalt gefunden. Jünger führt beide Philosophen mit etwas Kritik, die aber mehr seine persönlichen als die objektiven Differenzen des geistigen Erkenntnisstandes zu ihnen herausarbeitet, wieder mitten ins Zeitgespräch hinein. Überhaupt entspricht der Horizont der von Jünger in diesem Buch zitierten und benutzten Autoren etwa dem Stand von 1920, als er selbst seine entscheidenden Bildungserlebnisse erfuhr (Léon Bloy wird genannt, Huysmans, einmal Toynbee, aber nur um ihn hinter Spengler zurückzustellen, im übrigen fast nur antike und

klassische Autoren). Der Akt einer vollen geistigen Konkretisierung, der an die Stelle von Intuitionen weitgehend die Arbeitsmethodik setzen würde, entspricht ohnehin nicht dem Stil Jüngers, auch dann nicht, wenn er sich zu extensiveren, um ein Thema kreisenden Erörterungen, wie in diesem Buche, entschlossen und „diszipliniert“ hat. So bliebe es denn auch den tatsächlichen Leistungen und Erträgen dieses Buches gegenüber unfruchtbar, sich lange mit einer Kritik seiner „unseriösen“ aphoristischen Methode oder – davon abgeleitet – seines Stils aufzuhalten, der immer nur auf überraschende, blitzende Einfälle, auf vollkommen einleuchtende, alle Denkakte beendende Formulierungen erpicht scheint. Wer hier allein das Ärgernis sieht, macht Jüngers Einsichten ebenso wenig fruchtbar wie umgekehrt diejenigen es tun, die aus seinen Faszinationen lediglich einen kurzen geistigen Rausch beziehen und dem Schriftsteller Jünger als einem Muster eigenen Denkens und Dichtens verfallen. Das Buch „Vor der Zeitmauer“ muß mit dem Bleistift gelesen werden, nicht um leere Stellen oder Fehler anzukreuzen – da würde mancher den Stift nicht heben –, sondern umgekehrt, um die kostbaren, in genauem Sinne des Wortes einzigartigen Erkenntnisblitze festzuhalten, die auf seinem hochgelegenen, aber sonst für nahrhafte Wissensfrüchte schlecht zubereiteten Felde niedergehen.

Es liefe auf eine Aufzählung hinaus, derlei hier wiedergeben zu wollen. Die Mythenwissenschaft, die vergleichende Religionsgeschichte, die Medizin, die Biologie, auch Psychologie und Ethik können von Jüngers Einsichten profitieren. Er ist auch in diesem Buch wieder einer unserer geistreichsten und nobelsten Autoren. Dennoch bleibt am Ende die alte Melancholie, die immer das letzte Wort beim Lesen seiner Bücher gehabt hat. All ihr Geist verschwendet sich zuletzt immer nur, wie er selbst einmal sagt, „auf hypothetischem Feld“, ohne den Hunger des reifen Menschen, ob er nun produktiv oder auch nur ein Leser sei, nach wirklicher Wahrheit und wahrer

Wirklichkeit ernsthaft befriedigen zu können. Gewiß, mit der „Zeitmauer“ hat es etwas auf sich, aber ist es nicht fruchtbarer und erfolgreicher, sie auf sich zukommen zu lassen, statt ihr entgegenzuspringen? Zweifellos sind die früheste Geschichte und die Urgeschichte bedeutsam und erweitern die Horizonte des Denkens ins Riesenhafte, aber erfordert nicht doch auch heute immer noch die Geschichte mit ihren tatsächlichen Grenzen an Mythos und Offenbarung die ganze tätige Bildung und Erkenntnisbemühung eines Menschen und Geistes, der hier seine Stunde erfüllen will? Jünger zieht magische Kreise um den wirklichen Kern unseres menschlichen Seins, die gut anzusehen sein mögen, die aber doch von der Hauptsache, der Integration des Geistes im individuellen persönlichen Sein, eher ablenken als zu ihr hinführen können. Das neue Werk läßt sich erstaunlich wenig auf feste Kategorien im Weltanschaulichen, Politischen, Religiösen festlegen. Es ist „konservativ“, wo Rationalismus und Materialismus den Menschen auf ihre Zweidimensionalität festlegen möchten, verspricht sich aber nichts, vielleicht sogar zuwenig von irgendwelchen Restaurationen, sei es des Mythos, sei es „konservativer“, den „Arbeiter“ majorisierender Sozialverhältnisse. Hinsichtlich Religion und Kirche wahrt Jünger die Achtung eines unbeteiligten Beschützers. Nietzsches „Gott ist tot“ hat sich bei ihm zur Ablehnung des personalen Aspektes im „Metaphysischen“ sublimiert. Er denkt höchst kritisch über die Zukunft jenes Menschen, der sich, in Ebenbildlichkeit seines Gottes, als Person versteht. In alledem mischen sich, wie schon bei Nietzsche (bei Spengler weniger), die „revolutionären mit den traditionellen Denkformen, so daß „Linkes“ wie „Rechtes“ einiges bei ihm finden können. In der Hauptsache aber bietet das Buch „höheres“ Bildungsgut, dessen der Mensch nicht unbedingt für sein Dasein und eine rechte Menschwerdung bedarf, das aber doch zu süß schmeckt, um nicht Begehrlichkeit nach ihm zu wecken.

Berlin

Joachim Günther

Hellmuth Petriconi: Das Reich des Untergangs. Bemerkungen über ein mythologisches Thema. *Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1958. 192 Seiten. 14.80 DM*

Vor einigen Jahren schon hatte der Hamburger Romanist ein literarisches Thema behandelt, „*Die verführte Unschuld*“, ebenso geistvoll, wie dem Literaturkenner und Literaturfreund neue Einsichten in literarische Zusammenhänge zwischen Richardson, Laclos, Sade und Goethe erschließend. Die Literaturgeschichte hat ihre Aufmerksamkeit bisher den Stoffen und Motiven zugewandt, kaum schon den literarischen Themen. Das ist kein Zufall: Das Thema einer Dichtung ist etwas Subtileres als der Stoff, in dem es sich darstellt, und etwas Allgemeineres als ein vom Dichter verwendetes Motiv.

Nun hat Petriconi ein zweites Thema behandelt, ein mythologisches, das des Reiches des Untergangs. Der Reiz einer solchen Untersuchung liegt nicht zuletzt darin, daß auf diese Weise Werke zusammenrücken, die niemand zusammendenkt, die sich aber eben unter dem eingenommenen Sichtwinkel als Gestaltungen ein und desselben Themas erweisen, wie verschieden sie sonst immer sein mögen. Schon Thomas Mann hatte Zola und Wagner, die „*Rougon-Macquarts*“ und den „*Ring des Nibelungen*“ in ihrer Verwandtschaft erkannt, und er hätte sich dafür auf Zola selbst berufen können. Aber unter seinen Vergleichspunkten fehlt einer, der vielleicht wesentlichste, daß nämlich das Thema hier wie da dasselbe sei. Dieses Themanun, das des „*Reichs des Untergangs*“, hat gerade Thomas Mann selber mehrfach abgewandelt: als „*Verfall einer Familie*“ in den „*Buddenbrooks*“, als Höllensturz eines Reiches im „*Doktor Faustus*“, im „*Tod in Venedig*“ schon und noch einmal in der „*Betrogenen*“. Petriconi weist auf die überraschende Tatsache hin, daß der „*Tod in Venedig*“, obwohl dreißig Jahre vor dem „*Doktor Faustus*“ erschienen, dennoch eine

nachträgliche Abwandlung der ursprünglichen Faustus-Konzeption ist, daß in der „*Betrogenen*“ das Reich des Untergangs, wenn auch nur auf Augenblicke, so doch unverkennbar in Erscheinung trete, um so auffälliger, als zwar die Symbole der Zweideutigkeit der Natur und des Todes durch die Komposition bedingt seien, nicht aber das Erscheinen des Totenreiches. Sehr merkwürdig ist die Rolle Venedigs als Reich des Untergangs – Byron hatte sie der Stadt angedichtet, Gautier und auf ihm fußend Barrès hatten das Thema ausgesponnen. Erst dieses poetische Venedig des melancholischen Verfalls konnte zum Gegenspieler Aschenbachs werden; selbst die Reiseführer dieser sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt festlicher erneuernden Stadt haben sich dieser Suggestion nicht entziehen können.

Sehr reizvoll sind zwei weitere Analysen: die des zu Unrecht ein wenig verschollenen Romanes „*Die andere Seite*“ von Alfred Kubin und die von Spenglers „*Untergang des Abendlandes*“. Kubins „*phantastischer Roman*“ erhält hier seine erste literaturhistorische Würdigung. Petriconi deutet die Linien an, die zu Marco Polo, zu Hieronymus Bosch, zu Bruegel führen, auch zu Poe, den Kubin noch vor der Abfassung der „*Anderen Seite*“ illustriert hatte.

Es mag auf den ersten Blick befremden, Spengler in eine solche literaturhistorische Untersuchung einbezogen zu finden, aber Petriconi macht nur ernst mit der Einsicht, daß Spenglers Werk weder ein Stück Geschichtsschreibung noch auch Philosophie ist, sondern, wie Thomas Mann es genannt hat, ein „*intellektueller Roman*“, eine Dichtung. Spengler selbst hatte das angedeutet: „*Natur soll man wissenschaftlich traktieren, über Geschichte soll man dichten.*“ Diese Behandlung ist Spenglers Werk gegenüber kaum unangemessen; im Gegenteil, indem sie erlaubt, die Frage nach der historischen Richtigkeit der Spenglerschen Thesen als irrelevant beiseite zu lassen, läßt sie seine literarischen Konzeptionen nur um so deutlicher hervortreten, wie ja auch, worauf

Petriconi mit Recht hinweist, Augustinus, Dante, Machiavelli, Bossuet, Montesquieu keine Historiker sind, soweit sie über den Untergang Roms schrieben.

Es bleibt noch zu erwähnen, daß dieser Autor den Leser immer wieder einmal durch eine geistreiche Wendung und Beobachtung auf erfreuliche Weise überrascht.

Hembsen

J. v. Kempfski

RELIGIONSLOSER GLAUBE

Gerhard Ebeling: Das Wesen des Christlichen Glaubens. *J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1959. 256 Seiten. 11.— DM*

Auf dieses Buch aufmerksam zu machen ist darum nötig und wichtig, weil es – in einer Vorlesungsreihe „für Hörer aller Fakultäten“, also dann auch für Leser aller Bildungsstufen – eine gründliche, verständliche, freimütige Darstellung des christlichen Glaubens im Sinne der modernen kritischen protestantischen Theologie gibt. Manchmal klingt darin ein fast autoritärer Ton auf, so, als wäre der Standort des Verfassers der einzig legitime, eben im Sinne jener Theologie legitime, die aber doch auch ihre Grenzen und ihre Schwächen hat. Vor fast sechzig Jahren hielt Adolf von Harnack, ebenfalls vor Hörern aller Fakultäten, seine vielumstrittenen Vorlesungen über das Wesen des Christentums. War es damals als ein Vorstoß gegen das orthodoxe Glaubensverständnis gemeint, so wendet sich auch Ebeling im ganzen sowohl als auch in einzelnen kleinen, scharfen „Ausfällen“ gegen die „institutionell gesicherte Belanglosigkeit“ des durchschnittlichen Kirchen- und Predigtwesens wie gegen die „dem Glauben widersprechende Ängstlichkeit“, die „heute zu einem bedenklichen Symptom des Christlichen“ geworden sei. Und er hat, wie dem Kenner der Materie auf Schritt und Tritt deutlich wird, sich des ganzen Rüstzeugs der modernen Theologie bemächtigt, das heißt auch eine Menge diesbezüglicher theologischer Literatur verarbeitet – vorwiegend Bultmann, Gogarten, Tillich –, aber

auch Wilhelm Herrmann und Albere Schweitzer, und auch der philosophisch Rückgriff auf Heidegger ist erkennbar, allein schon in gewissen sprachlichen Besonderheiten, so daß der Leser tatsächlich nicht nur mit Ebeling zu tun bekommt, sondern mit der ganzen Front oder Richtung oder Schule, der er angehört. Nun ist es immer hoch anzuerkennen, wenn sogenannte offene, d. h. unbeantwortete Fragen im Bereich der christlichen Erkenntnis mutig angegangen werden, im Sinne von Dietrich Bonhoeffers beherzigenswerter Formulierung: „Wir müssen es auch riskieren, anfechtbare Dinge zu sagen, wenn dadurch nur lebenswichtige Fragen aufgerührt werden.“ Dieses Wort könnte gut das Motto für Ebelings Schrift abgeben. Überhaupt geht ja von Bonhoeffer, z. B. seinen im Gefängnis geschriebenen, daher nur fragmentarischen – aber um so intensiveren – Betrachtungen ein überaus starker und ständiger Impuls aus, und auf keinen Fall kann die Theologie hinter die von Bonhoeffer aufgeworfenen Fragen und kühn versuchten Antworten wieder zurück. Wenn z. B. Bonhoeffer einmal schreibt, er habe „in den letzten Jahren mehr und mehr die tiefe Diesseitigkeit des Christentums kennen- und verstehen gelernt – nicht ein Homo religiosus, sondern ein Mensch schlechthin ist der Christ, wie Jesus Mensch war“ – und wenn er hinzufügt, er glaube, „daß Luther in dieser Diesseitigkeit gelebt habe“, nun, so ist in diesen knappen Bemerkungen das ganze „Programm“ der Theologie Ebelings und seiner Gewährsmänner schon enthalten.

Jedes Kapitel des Buches ist einem der großen, im christlichen Glauben beschlossenen Themen gewidmet, sie handeln nacheinander: von Jesus, vom Glauben an Christus, von Gott, vom Worte Gottes, vom Heiligen Geist, vom Menschen, von der Rechtfertigung, von der Liebe, von der Kirche, von der Welt, von der Anfechtung und von der Hoffnung. Man sieht: es sind die Themen auch der protestantischen Bekenntnisschriften, der Autor will es durchaus mit den Hauptgegenständen zu tun haben, sein Buch

gewinnt hierdurch eine Art von provokatorischem Pathos, und das gewiß nicht zum Schaden der Sache, von der es handelt. Ich kann mich hier nicht auf Einzelfragen einlassen, ich möchte nur an einem Beispiel, nämlich an Ebelings Kritik am traditionellen Osterglauben, die Art seines teils polemischen, teils didaktischen Vorgehens deutlich machen, auch das nur mit kurzen Worten. Er fragt zu Beginn des 5. Kapitels – „Der Grund des Glaubens“ – wie denn „Jesus, der Zeuge des Glaubens, zum Grund des Glaubens“ wurde, und in dieser Frage ist ja wirklich ein ganzes Jahrhundert, möchte man sagen, von theologischen Bemühungen, Versuchen, Fragen und Antworten enthalten. „So wenig selbstverständlich wie der Sprung vom Tod zum Leben ist die Wende vom ‚historischen Jesus‘ zum Christus des Glaubens.“ Notwendigerweise muß auch Ebeling eine kurze Darstellung des neutestamentlichen Sachverhaltes geben – die Ostergeschichte der Evangelien, die Osterperikope aus 1. Korinther 15 sind da die Hauptquellen. Sie aber sind schon vor Ebeling, man möchte sagen, bis in die letzten Moleküle untersucht, unsäglicher Scharfsinn ist an die Auflösung aller unzweifelhaft vorhandenen Widersprüche gewendet worden – zuletzt endet es alles doch mehr oder weniger im hypothetischen Ungefähr, auch bei Ebeling. Die Gefahr besteht, daß man den Wald vor Bäumen nicht mehr sieht. Ebeling kommt zu dem Ergebnis: im „Ostergeschehen“ sei nicht ein neuer „Glaubensgegenstand“ sichtbar, sondern der Glaube selber erweckt und lebendig geworden. Wie alle seine Kollegen hat er einen Horror vor „massiven Behauptungen von Unverstandenen“. Er hält es mit der Visionstheorie und spricht von einem „fundamentalen Begegnungsgeschehen“, in dem und durch das Jesus „sich so Geltung verschaffte, daß er die Jünger zum Glauben erweckte und als erste Zeugen des Glaubens in seine Nachfolge berief“. Und so ist das ganze Buch auf den unanschaulichen Punkt des Glaubens gestellt, als welcher rein und frei im Unanschaulichen und Unsichtbaren lebt und

webt. Ist das nun die strikte Durchführung von Bonhoeffers Programm der Absage an die Religion – mit allem ihrem religiösen Zubehör – zugunsten des Glaubens? Und wenn es das ist: Ob nicht die „Befremdlichkeit Gottes“ doch ihren reinen, und d. h. unauflöslichen Ausdruck in den „befremdlichen“ Ereignissen gefunden hat, die die Kirche in ihren Festen feiert, ohne auf die Fragen und Antworten der Theologie die von dieser gewünschte Rücksicht zu nehmen? Berlin Kurt Ihlenfeld

NERV DER ARCHITEKTUR

Nikolaus Pevsner: Europäische Architektur. Prestel Verlag, München 1957. 740 Seiten, 600 Tafeln, 135 Grundrisse und Zeichnungen. 75.— DM

Jürgen Joedicke: Geschichte der modernen Architektur. Verlag Gerd Hatje, Stuttgart 1958. 243 Seiten, 451 Abbildungen. 32.— DM

Ein Handbuch zur Architektur Europas von den Anfängen bis heute zu schreiben, das lesbar, kein „Archivschrank“ ist und dennoch alle Neuerungen, die es seit zwei Jahrtausenden gab, spannenden Tones schildert, das ist ein Kunststück. Solch verwickelter Vorhaben auch zu erfüllen, ist Nikolaus Pevsner in bewundernswertem Maße gelungen. Ist es schon eine Freude, die bewegliche und undogmatische Feder dieses Mannes, der in den dreißiger Jahren nach England emigrierte, wieder in der deutschen Kunsthistorie (wenn auch jetzt „übersetzt“) zu bemerken, so wird sie noch dadurch gemehrt, daß seine englischen Erfahrungen dem europäischen Kunsteindruck einen neuen Akzent bieten. Nicht als sei da ein englischer Sinn für das Absonderliche und Außergewöhnliche zu seinem uns hier weniger vertrauten Recht gekommen, vielmehr haben die Britischen Inseln so sehr das Singuläre wie anderseits das Vielfältige, beides im Anschluß an kontinentale Kunst, hervorgebracht, daß wir daran die uns ge-

wohnte Kunstgeschichte korrigieren könnten. So finden wir etwa die englische Gotik in der Zeit zwischen 1250 und 1350 als die erfinderischste und ideenreichste in ganz Europa bezeichnet. Dieser Satz ist aber keine bloße „Liebhaberei“; denn es wird darüber weder die romanische und gotische Hallenarchitektur Deutschlands vergessen noch was es an spätgotischem Sonderwuchs da gibt; hingegen wird der so fließende Gang französischer Gotik jetzt im Licht frappierender Varianten gesehen. Was aber heißt, daß wir das hohe Mittelalter, soweit es sich in seiner Baukunst darstellt, aus wenigen, verborgenen Motiven heraus einsehen lernen und daß wir nun wissen, warum in der Gotik im einzelnen die „Originalität“ nicht viel gilt (zugunsten des Exemplum) und warum sie doch eine bewußte Neuerung war. Eine Einsicht, die bisher nur durch die komplizierten Gedanken Dvořáks über die langsamen Schritte des gotischen „Naturalismus“ bekannt war. Ein tektonischer Knüpfungspunkt zwischen Gotik und früherem Mittelalter sind die Kirchen der Normandie; doch wer von ihnen her nur auf Frankreich und Deutschland blickt, erfährt nicht genug von der Durchkonstruierung ihrer Grundmale, die sich gerade in England findet. Daher die aufschlußreichen Worte über die Kathedrale von Durham. Von der gotischen Kirchenkunst hat kaum jemand (außer Ernst Gall für die Anfänge) ein so plastisches Bild gegeben.

Doch der Prüfstein eines solchen Buches sind die weniger ausgeprägten Stilzeiten. Und da erweist sich der englische Blickpunkt als besonders günstig – etwa wenn das allmähliche Heranwachsen des Mittelalters gezeigt werden soll. Da während der Völkerwanderungszeit die Zerstörungslust gegen das Fremde, gegen Formen wie Menschen, besonders groß war, gab es nur ein zufälliges Bewahren von Tradition. Dies war für Pevsner der sinnvolle Grund, die Grenzländer, also England und Spanien, nach Spuren der gebrochenen Tradition zu durchsuchen; denn die Kämpfe nach Karls des Großen Tode, die die trennende Gegensätz-

lichkeit Frankreichs und Deutschlands bewirkten, haben in der Mitte des Kontinents seltener als dort die Bauten übriggelassen, die uns auf die durch irischo-schottische Mönche vermittelten Spuren koptischer, syrischer und frühbyzantinischer Formwelten bringen könnten. Was aber Byzanz, zumal die justinianischen Bauten, angeht, so verfällt der Autor keineswegs der lange Zeit modischen „Orientalisierung“ und nennt die italienischen eher als die orientalischen Vorbilder – dabei zurückgreifend bis auf die Villa Hadrians vor Tivoli. Man mag es zu simpel finden, das Mittelschiff einer Basilika „im Sinne einer vorwärtstrebenden Bewegung“ zu sehen; das gilt ja auch für ein gotisches Basilikaschiff. Das Spezifische der frühen Basiliken ist die eigentümliche Weite, die Raumbewegung, die „anhält“ und mittels des Weit-Auseinanderhaltens der Arkadenwände fast wie aus einem Schreck heraus den Gehenden mit der Apsis konfrontiert. Zugegeben, es finden sich in dem Buch solche unangemessenen Beschreibungen; so etwa erfährt man die Grundsätze der griechischen Tempelarchitektur, die keinen Innenraum kennt, hier nicht mehr als jene erregenden Mitteilungen über Grundzustände der menschlichen Sinne, wie man sie in der Kunstgeschichte von ihren philosophischen Anfängen in Schnaase bis zu Riegl nachlesen kann.

Liest man aber, wie hier die längst zu formalistischen Konventionsgegenständen gewordenen Bauten der Renaissance und des Barock gesehen werden, so schwinden jene Einschränkungen wieder dahin. Es gibt kaum sonst in der Literatur ein so bewegtes und unkonventionelles Bild der Hochrenaissance, der manieristischen Wandlung und des kontrastierenden Barock wie dieses hier, das von den Spätwerken Brunelleschis und, mehr als sonst, von Alberti her ansetzt. Das ist bis zu Bernini und den Franzosen, die (endlich) als ein sei es noch so verhohlenen Barock erfasst werden, eine Schweise, die vor jeder Architektur darauf aus ist, zu sehen, wie fest Konstruktion und Schmuck in eins gedacht sind. Das gibt, wie noch

selten, die Möglichkeit, aus dem Historikerblick auch der Gegenwart gerecht zu werden. Man mag immerhin finden, daß aus Ledoux (abgesehen davon, daß Weinbrenner ganz fehlt) die Wendung zur modernen Problematik des Bauens schärfer hätte erschlossen werden können. Ich wüßte dennoch kein Buch außer diesem, durch dessen bewegten und wendigen Text man so sehr dem Nerv der Architektur begegnet, der nach Epochen wechselt, doch in der Essenz stets vergleichbar bleibt. Diese Eigenschaft durch eine unübertrefflich gute Wahl von Abbildungen unterstützt zu haben, ist das hohe Verdienst des Verlages.

Eine ausgezeichnete Ergänzung, die uns die letzten hundert Jahre des Bauens erfahren läßt, ist das Buch von *Joedicke*. Hier fehlt nichts, was immer man sich wünschen kann, um alle Formen der erfinderischen, der puristischen und schließlich auch wieder der von Phantasie überfließenden neuen Baukonstruktionen zu erfahren. In zahlreichen, zum Teil selten gesehenen Aufnahmen werden uns die Linien von den ersten Stahlgerüstbauten bis zu den heutigen teils gewichtlosen, teils kurvenreichen Leichtbauten offengelegt. Der Text macht nüchterne, exakte, kenntnisreiche Angaben. Es fehlen nicht plastische Bilder der Protagonisten, unter denen das Frank Lloyd Wrights das reichste ist. Mies van der Rohe mag man zu sehr aus Behrens hergeleitet und bei ihm zu sehr den Ton auf den wandelbaren, durch fließende Wandkombinationen gewechselten Raum gelegt finden; ein Hinweis auf die mehrfach (nicht nur in dem Brünner Haus) verwirklichten Baubezirke des „Gehöftes“ wäre nützlich gewesen. Auch dem Absatz über Le Corbusier, obwohl er alle Qualitäten des Hinweises besitzt, hätte man ein wenig mehr die Kraft der Beschreibung gewünscht – sowohl für die streng geometrischen (sei es Garches, sei es Plan Voisin) wie für die späten plastisch-konstruktiven Bauten (Ronchamp, Indien). Desto mehr aber ist die souveräne Übersicht durch alle Länder hindurch hochzuschätzen.

Und schließlich ist in diesem Buch – in mannigfacher Hinsicht sogar verbessert – wiedergekehrt, was man seit Giedions („Bauen in Frankreich“) und Hilberseimers („Stahl und Stahlbeton“) Büchern aus den zwanziger Jahren vermissen mußte: daß die Beschreibung der ersten modernen und der heutigen Bautechnik wieder zu einer fortlaufenden Bahn auch der formalen Erfindungsgabe gemacht wird. Auch Joedicke weiß klar und ohne Überschwang zu zeigen, warum Technik und Form heute nicht mehr auseinanderzuklaffen brauchen. Und: warum Form sogar Technik wieder in Dienst nehmen kann, ohne monströsem „Stil“ von ehemals zu erliegen.

Köln

Carl Linfert

LACHEN UND SCHWINDEL

Karl Günter Simon, Das Absurde lacht sich tot. Kleine Vorschule des modernen Humors. *Verlag Hermann Rinn, München 1958. 78 Seiten. 5.80 DM*

Es ist fast unmöglich, ein Phänomen unserer Kultur gültig zu deuten, ohne seiner Geschichte nachzugehen. Über den Witz als geistige Äußerung zu schreiben, stößt demzufolge auf ungeahnte Schwierigkeiten; denn die Geschichte des Witzes ermangelt – ähnlich wie etwa die Musikgeschichte des Altertums – fast ganz der Quellen, der datierten Beispiele. Der Witz, anonymen Geburt und ohne Herkunftsangabe – am liebsten mündlich – überliefert, entzieht sich leichtfertig bis heute philologischer Etikettierung, und wer über ihn philosophieren will, ist auf das Material angewiesen, das er lachend selbst erzählen gehört oder allenfalls in den „Humor“-Spalten der Journale gelesen hat.

Karl Günter Simon hat diese Schwierigkeiten ohne Sorge in Kauf genommen. Er stellt an den Anfang der Abschnitte seines Büchleins jeweils etwa ein halbes Dutzend Witze von charakteristischer Eigenart und knüpft an sie zeitgemäße Betrachtungen, „um . . . einiges vom Wesen des modernen Humors aufzuzeigen“. Im Atomzeitalter – so

meint er – seien „unsere Ketten stärker geworden und der Humor entsprechend grausam und brutal“. So gehören denn die als Paradigmen erzählten Witze zur Klasse derer, die heute „surrealistisch“ genannt werden.

Schon hierbei und mehr noch in den kenntnisreichen Interpretationen des Autors aber wird deutlich, daß nur die Bezeichnung, kaum aber das Bezeichnete der Gegenwart entsprungen ist und daß von einem „modernen“ Witz – als geschichtlichem Begriff – offenbar nur mit bedeutenden Einschränkungen die Rede sein kann. Simon kommt denn auch, trotz aller Bezugnahme auf zeitgemäße Atomangst, nicht darum herum, so „unmoderne“ Autoren wie Voltaire, Lichtenberg, Jean Paul oder Mark Twain mit knisternd aktuellen Zitaten heranzuziehen und vorzügliche Witze zu erzählen, deren Lebenslauf sich mühelos über ein halbes Jahrhundert zurückverfolgen läßt. Die Schlußfolgerung des Verfassers, daß sich „der moderne Mensch in einer unbeantwortbaren und zugleich bedrohenden Lage“ sehe und in ihm „deshalb Lachen und Schwindel zu gleichen Teilen gemischt“ seien, läßt sich danach insofern sehr viel umfassender ziehen, als sie eben nicht nur für den „modernen“ Menschen gilt, sondern für den Menschen überhaupt. Die „unbeantwortbare und zugleich bedrohende Lage“ besteht ja nicht erst seit der Entdeckung der Kernspaltung, sondern seit der Vertreibung aus dem Paradiese. Und dieser Lage entsprang nicht nur der Witz; sie gebär auch Kunst und Religion.

Simons kluge und mit leichter Hand geschriebene Philosophie des Witzes wird durch solchen vornehmlich auf den fehlgehenden Untertitel des Werkchens zielenden Einwand nicht entwertet. Ebenso wenig wie durch die Feststellung, daß die Illustrationen nach zeitgenössischen Zeichnern mehr einen Schmuck als eine Ergänzung des Textes bilden, oder durch die Korrektur, daß der mehrmals mit Vornamen genannte amerikanische Graphiker Steinberg nicht Paul sondern Saul heißt.

Berlin

Hans Kricheldorf

EILFERTIGE POLEMIK

Walter Widmer: Fug und Unfug des Übersetzens. Sachlich-polemische Betrachtungen zu einem literarischen Nebengeleise. *Kiepenbeuer & Witsch, Köln-Berlin 1959. 167 Seiten. 8,50 DM*

Der mächtige Tintenklecks auf dem Umschlag der Broschüre symbolisiert sehr überzeugend das Temperament und auch die etwas nachlässige Eilfertigkeit, mit denen der Basler Schulmann gegen Ignorantentum und Gewissenlosigkeit beim Übersetzen zu Felde zieht. Widmer, der selbst französische Autoren von Villon bis Zola übertragen hat, bettet seine Polemik in handfeste, allerdings keineswegs originelle Kulturkritik ein, um den Nachweis bemüht, die Oberflächlichkeit der Leser, die Leichtfertigkeit der Rezensenten und die Knausrigkeit der ihrer Verantwortung nicht bewußten Verleger oder die Unzuverlässigkeit der Verlagslektoren seien daran schuld, daß es so viele minderwertige Übersetzungen gibt. Daß es sie gibt, weist er überzeugend und erschreckend an Beispielen nach, und auch Männer mit respektablen Namen kommen dabei sehr schlecht weg. Das Kapitel „*Panoptikum und Schreckenskammer*“ ist wahrhaft geeignet, Schockwirkungen auszulösen, denen man nachdrücklichst heilende Kräfte wünschen muß.

Die Eilfertigkeit, von der oben die Rede war, zeigt sich z. B. darin, daß auf Seite 118 ein ganzer Absatz von Seite 74 so gut wie wörtlich wiederholt wird. Es ist freilich ein wichtiger Absatz: Er zitiert Schleiermacher, nach dem der Übersetzer entweder den Autor in die Sprache des Lesers bringt oder den Leser zur Sprache des Autors führt. Hier scheiden sich seit eh und je die Geister, und hier könnte es noch einmal interessant werden, wenn nicht Widmer kurzerhand erklärte, das Französische teile mit dem Chinesischen die Eigenart, für den zweiten Weg Schleiermachers grundsätzlich ungeeignet zu sein. Fürs Chinesische hat das alle Wahrscheinlichkeit für sich; was das Französische

angeht, so möchte man glauben, so gute Kenner des Portugiesischen oder des Bulgarischen, wie Widmer Kenner des Französischen ist, würden mit ebensoviel Recht vom Portugiesischen oder Bulgarischen dasselbe behaupten. Widmers Resignation geht weit. Die knappe und immerhin doch nicht allzuschwer nachzuahmende Redefigur in dem französischen Satze: „Mais, quoique dévote, elle est peu charitable“ gibt er weitläufig wieder: „Doch so fromm sie auch ist, mit ihrer Nächstenliebe ist es nicht weit her“, und er hält das für besser als Heinrich Manns: „Aber wenn auch Betschwester, ist sie doch wenig mildtätig.“ Man muß hierzu noch wissen, daß in dem französischen Satze, der aus den „Liaisons dangereuses“ stammt, das Wort „charitable“ sich zweideutigerweise auf die Gunst bezieht, die in speziellem Sinne Männer von Frauen erwarten. Und „Qu'il fasse beau, qu'il fasse

laid“ übersetzt Widmer frisch und frei, vermutlich schweizerisch: „Ob schönes oder Hudelwetter ist“ – demgegenüber spricht doch einiges für Goethes (es ist in „Rameaus Neffe“) sachliches „Es mag schön oder häßlich Wetter sein“.

Wie gesagt, hier stecken interessante Probleme des Übersetzens, denen diese kleine Schrift ausgewichen ist. Ihr Verdienst bleibt davon unberührt. Wenn es uns auch weder möglich noch wünschenswert scheint, daß nach Widmers Vorschlag „ein Forum speziell für Übersetzungsfragen, eine Art Haager Gerichtshof“ gegründet werde: daß Verleger, Lektoren, Redakteure, Rezensenten und nicht zuletzt die Leser es in der Hand und damit auch in ihrer Verantwortung haben, ob untüchtige oder tüchtige Übersetzer am Werk sind, sollte der streitbare Schweizer Schulmann nicht umsonst gesagt haben.

Gütersloh

Hans Jürgen Meinerts

FORUM

SOLLS SEIN, SO SEIS – OHN DICHTEN

Im Septemberheft der meistens sehr lesenswerten und aufgeschlossenen Zeitschrift „Radius“ – sie ist nicht im Handel zu haben, sondern wird an die Mitglieder der „Evangelischen Akademikerschaft in Deutschland“ und an Interessenten unentgeltlich abgegeben – findet sich im Zusammenhang anderer Betrachtungen über moderne Kunst, Dichtung, Literatur ein bemerkenswerter Aufsatz von Sigurd Daecke, betitelt „Zum ‚neuen‘ Gesangbuch“. Dieser Aufsatz leuchtet in denselben Fragenbereich hinein, den wir vor einiger Zeit (Heft 57) unter der Überschrift „Geistliche Dichtung heute“ angeschnitten hatten. Sind die überkommenen Kirchenlieder für uns noch lebendig? Ist eine aus unserer Zeit geborene geistliche Dichtung möglich? Lassen sich die Tendenzen der modernen Kunst mit

einem christlichen Engagement vereinbaren?

Daecke knüpft seine Gedanken und eine herbe Kritik an das 1951 herausgekommene „neue“ Gesangbuch der evangelischen Kirchen Deutschlands an. Dieses Gesangbuch zeichnet sich, äußerlich besehen, in der Tat durch eine „historisierende“ Tendenz aus. Die Lieder des 16. und des 17. Jahrhunderts drängen die spätere Kirchenlieddichtung, besonders die des 19. Jahrhunderts merklich zurück. Das geschieht indessen kaum aus grundsätzlicher Neigung zum Alten, zur Tradition oder gar zur Konvention – die kirchlichen Konventionen wie überhaupt die unseres gesamten sozialen Lebens sind wesentlich jünger –, sondern weil es kaum zu bezweifeln wäre, daß es nur eine einzige „große“ Zeit des evangelischen Kirchenliedes gab, und die dauerte etwa von Martin Luther bis Paul Ger-

hardt. Das „Große“ in der Kunst ist wohl fast immer auch das „Echtere“, das „Lebendigere“, selbst wenn es aus beträchtlicher Zeitenferne zu uns dringt und in das Gewand einer „anderen Sprache“ gehüllt sein sollte. Daecke will nun diesen letzten Gesichtspunkt nicht ohne weiteres gelten lassen. Die „altertümlichen“ Ausdrücke der Reformationslieder liefern ihm den Anhaltspunkt einer Kritik, die im Effekt darauf hinausläuft, daß wir „beim Singen der Kirchenlieder mit Gott und über Gott nicht in unserer eigenen Sprache, sondern in der des 16. Jahrhunderts . . . , in einer toten, fremden Sprache redeten“.

Sprache ist gewiß nicht einfach mit dem Wortgebrauch identisch. Den allzu vordergründigen Einwand, daß unverständlich gewordene Ausdrücke ein lebendiges Verhältnis zu den Kirchenliedern schlechthin verhinderten, läßt dieser Kritiker daher auch bald wieder fallen und argumentiert fortan grundsätzlich: „Die Antiquiertheit des Gesangbuchs ist ja nicht nur, ja nicht einmal in erster Linie eine Frage des Ausdrucks, die gelöst wäre, wenn man einige Wörter modernisiert. Zu den formal befremdlichen Worten kommt inhaltlich eine gereimte Dogmatik höchst fragwürdiger Art.“ Hier wird der Gedankengang des Aufsatzes interessant und gelangt im Sog seiner inneren Logik zu Ergebnissen, die sowohl für die Dichtung wie für Glaube, Kirche, Gottesdienst von erheblicher Bedeutung sein können.

Wir hatten seinerzeit den Leitsatz Friedhelm Kemps für seine Anthologie „Deutsche Geistliche Dichtung aus tausend Jahren“ (Kösel Verlag, München) zitiert, daß solche Gedichte, „in denen das Christliche nur stoffliches Motiv ist“, von ihm ausgeschieden worden seien. Grund: Es handle sich in derartigen Fällen nicht um wirkliche „Dichtung“, die immer von einem eigenen, immanenten Formgesetz bestimmt wird. Ob dies bei älteren geistlichen Gedichten gelten kann, wird sicher heftig bestritten werden. Die heutige Situation der Kunst scheint jedoch einem solchen Kriterium recht zu

geben. Der aus den allgemeinen Problemen der modernen Kunst erwachsene Zwiespalt von Inhalt und Form beherrscht auch die Gedanken des hier in Rede stehenden Aufsatzes. Und zwar beherrscht er sie weit über den nur poetischen Bereich hinaus. Daecke polemisiert gegen das neue Gesangbuch, im Grunde sogar gegen jedes Gesangbuch und zuletzt gegen die ganze überkommene Liturgie und Gottesdienstordnung der Kirche aus einem in der Bultmannschule vorbereiteten „neuen Verständnis“ dessen, was „Glaube im Sinne des Neuen Testaments“ sei. Die generelle Abwendung der modernen Kunst von gegenständlicher Thematik, von allen Inhaltsbeziehungen zu mehr oder weniger reinen „Strukturen“ hat in diesem neuen Glaubensverständnis eine religiöse Analogie gefunden. Auch Glaube ist hiernach nicht objektivierbar, ist „gegenstandslos“ geworden, wenn Daecke sich auch dagegen verwahrt, ihn wie die Kunst, „abstrakt“ zu nennen, vielmehr den analogen Vorgang als bessere „Konkretion“ kennzeichnet. „Glaube ist keine Bezeichnung für die Summe religiöser Überzeugungen und Vorstellungen“, sondern etwas, das „die ganze Existenz betrifft, eine Bewegung, ein Ausgerichtetsein, ein Bestimmtheitsein, ein Gegründetsein der ganzen Existenz“ oder „geradezu nichts anderes als Existenz in Gewißheit“. Unser Gewährsmann zitiert mit solchen Formulierungen den Züricher Theologen Gerhard Ebeling, der die der Bultmannschule zugehörige „Zeitschrift für Theologie und Kirche“ herausgibt.

Was uns hier wichtig erscheint, ist nun die These Daeckes, daß die modernen Dichter von sich aus heute einem solchen Glaubensverständnis entgegenarbeiten: „Das Ausbleiben ursprünglicher Kirchenlieddichtung dürfte auch darin seinen Grund haben, daß das Kirchenlied ja – den Theologen zum Trotz – auch ein sprachliches Kunstwerk sein soll und als solches ästhetischen Gesetzen untersteht, daß aber ein in Verse gebrachtes und mit Reimen ausgestattetes Kapitel Dogmatik oder eine Predigt in

fünfzehn Strophen nun einmal nicht als Kunstwerk gelten kann.“ Die heutigen Dichter verstehen das „nicht objektivierbare Wesen des Glaubens“ mit ihrer Enthaltsamkeit gegenüber geistlicher Dichtung auf indirekte Weise besser als die meisten Christen, die nach wie vor eine „zeitlose Summe von Heilstatsachen“ für ihren „Glauben“ halten. Moderne geistliche Dichtung steht daher zwischen der Szylla, konventionell, restaurativ, „inhaltlich“ zu werden – Rudolf Alexander Schroeder muß mit seinem breiten Rücken hier wieder einmal als „schlechtes“ Beispiel herhalten –, und der Charybdis, das Wesen von Glaube und Dichtung „richtig“ zu verstehen, „gegenstandslos“ zu werden und – auf diesem Felde wenigstens vorderhand – zu verstummen.

Sehr wichtige Gesichtspunkte und Konsequenzen, wie uns scheint. Daß sie im doppelten Sinn des Wortes bedenklich sind, versteht sich ebenso wie andererseits, daß wohl nur über diese Problematik die Diskussion über die geistliche Dichtung und das Verhältnis von Kunst und Christentum weitergeführt werden kann. Wir formulieren rasch ein paar naheliegende Fragen: Kann der christliche Glaube sich wirklich, wie es diese Theorie verlangt und „allein im Sinn des Neuen Testaments liegend“ unterstellt, aus allen „gegenständlichen“ Bezügen seiner „Botschaft“ lösen? Sind nicht die Restbestände von „Inhalten“, von christlichem „Stoff“, die auch ein „existentialistisches“ Verhältnis zum Glauben bewahren, also daß man an Jesus Christus, an eine Heilsgeschichte, an das Neue Testament und an vielerlei verstecktere Fixierungen von Daten und Begriffen anknüpft, der Konsequenz dieser ins Gegenstandslose treibenden Absichten im Wege? Wird man nicht in dieser Konsequenz beim Nichts landen müssen, auch wenn es ein mystisches Nichts ist, das in seinem Dunkel noch irgendwo den Namen Christi aufleuchten läßt? Vor allem aber: wird Glaube hierüber nicht etwas zu rasch den Erkenntnisformen der zeitgenössischen Wissenschaft

und den Experimenten der zeitgenössischen Kunst, überhaupt dem Zeitgeist angeglichen und unterstellt? Es fällt auf, mit welcher Emphase in solchen Erörterungen immer wieder von „unserer Zeit“ und vom „heutigen“ Glauben die Rede ist. Rufen solche Akzente nicht die Gefahr herauf, eine immer auch leiblich und geschichtlich zu verstehende Kontinuität des „Corpus Christi“ in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft noch mehr als bisher schon zu zerreißten? Was kann dieses Glaubensverständnis für römische oder gar östliche Katholiken bedeuten, die es seiner inneren Logik nach nicht nur des Anachronismus, sondern der Unlebendigkeit, wenn nicht der Unehrlichkeit zeihen müßten? Kann einen schließlich diese entschiedene Wendung zur „Zeit“ nicht etwas an eine noch nicht lange vergangene, ähnlich entschiedene Wende zum „Raum“ erinnern, so daß wir bei einem diesmal „intensiv“ zu verstehenden neuen „Deutsch-Christentum“ anlangen könnten?

Wir lassen diese Fragen stehen. Der Einwand Daeckes, daß der Stand der modernen Dichtung und Kunst ein christliches Engagement nur um den Preis des Rückfalls in ein von stofflichen Motiven bestimmtes Stadium der Kunst ermöglicht, läßt sich kaum entkräften. Ob freilich der Ausweg aus diesem Dilemma durch die Reduktion auf ein Minimum „objektiverender“ und „konservierender“ Aussagen führt, wie Daেকে dies unter Hinweis auf die Negro-Spirituals in aller Vorsicht empfiehlt, scheint wiederum in seiner Inkonsistenz fragwürdig. Auch ein Minimum von Gegenständigkeit bleibt Gegenständigkeit und ruft von ganz allein danach, diesen Minimalraum wieder auszuweiten. Wir fragen weiter: Wird eine „vernünftige“ Entwicklung, die den Ertrag aller dieser Probleme und Erkenntnisse fruchtbar machen soll, aber nicht in der Tat auf derlei hinauslaufen? Wird nicht die Aufgabe „christlicher Dichtung heute“ früher oder später doch wieder darin gesehen werden, „inhaltliche“ Aussagen des Glaubens im dichterischen Wort

so authentisch und glaubwürdig wie möglich, zugleich so zweifelsfrei „dichterisch“ vorzutragen, daß wieder einmal das Problem, wieweit es sich hier noch um Kunst handele, durch die Gestalt erledigt wird? Schließlich erweist es sich auch in der bildenden Kunst und in der Musik heute deutlicher als vor ein paar Jahren, auch wenn die Documenta II in Kassel es uns mit Fleiß verschwiegen hat, daß die Frage „gegenständlich“ oder „abstrakt“ selberegelt abstrakte theoretische Zuspitzung ist. Mag es „überzeugende“ geistliche Dichtung heute nicht geben, die Zukunft wird sich auch durch ein „neues“ Verständnis des Glaubens auf diesem Feld kaum determinieren lassen. Bis dahin aber kann die Aufgabe nur heißen, „christlich“ im Leben wie im Gottesdienst weiter zu existieren und auch zu agieren, „solls sein, so seis – ohn Dichten“.

J. G.

BIBLIOGRAPHIE AMERIKANISCHER UND ENGLISCHER ZEITSCHRIFTEN

Was beschäftigt die gelehrte-kritischen literarischen Zeitschriften in Amerika im Sommer 1959? Die Antwort, die man ohne langes Zaudern geben kann, ist: Glück und Unglück des Romans. Trotz der ganz besonderen Bemühung um das Gedicht, die sich durch die Dogmen der neueren Kritik fast zu einem Kult gesteigert hat, mißt der Amerikaner das Befinden seiner Literatur doch immer noch am Puls des Romans. Je ein Kapitel aus einem neuen Roman des Dichters, Kritikers und Romaniers Robert Penn Warren, in Deutschland vor allem durch seine zeitkritischen Romane „Der Gouverneur“, „Amantha“ und „Alle Wünsche dieser Welt“ bekannt, erscheinen in „Sewanee Review“ und in „Partisan Review“ vom Sommer 1959. Dieser Roman „The Cave“, der nun vor kurzem in New York erschienen ist, ist in einem kleinen Städtchen von Tennessee angesiedelt und gehört, wie sollte es bei Robert Penn Warren anders sein, zum ständig wachsenden Strom der Literatur des Südens.

Zu den Problemen des zeitgenössischen Romans nehmen zwei kritische Aufsätze Stellung. In „Hudson Review“, Sommer 1959, macht Herbert Gold einige witzig-ernstgemeinte Anmerkungen zu „Fiction of the Fifties“, mit Gedanken über die elementaren Motive des Schreibens und über das Verhältnis short story – Roman, dazu eine ganze Anzahl Backpfeifen für die falschen Götzen des Literaturbetriebes ausstellend. Der dritte Teil seiner Abhandlung ist betitelt „The writer as Cricken, Floozie, Elder Revolutionist, Young Fogie, Mortician, Beautician, etc., Including Farflung Flinger into Fans;“ hier werden „Tennessee W.“, „Truman C.“, Herman Wouk und andere abgehandelt.

Systematischer und ernsthafter ist der Essay von Irving Howe, Professor an der Brandeis-Universität und Herausgeber der sozialistischen Zeitschrift „Dissent“: „Mass-Society and Post-Modern Fiction“ („Partisan Review“, Sommer 1959). Howes Gedanken scheinen mir für die Diskussion um den Roman der Gegenwart fruchtbar zu sein. Er nennt den amerikanischen Roman der letzten 15 Jahre „post-modern“, weil seiner Meinung nach die revolutionär-fruchtbare Periode des „modernen Romans“ von Joyce, Lawrence, Woolf, Proust und der Amerikaner der zwanziger Jahre abgeschlossen ist. Der amerikanische Schriftsteller unserer Zeit steht einer neuen Situation gegenüber, er muß das Erlebnis und Schicksal des einzelnen in einer Massengesellschaft dramatisieren, die zwar nicht ohne Klassen und Barrieren ist, aber doch auf eine entmutigende Weise amorph und gestaltungsfeindlich. Ein Vergleich zwischen Englands „angry young men“ und der amerikanischen „beat generation“ unterstreicht dies: „Weil sie in England über England schreiben, sind Kingsley Amis, John Braine und John Wain mit einem Geschenk gesegnet, das für einen Schriftsteller von höchstem Wert ist: einem Thema, das sich ihrer Phantasie unbarmherzig aufdrängt... Diese englischen Schriftsteller sehen sich dem Dilemma des Wohlfahrtsstaates gegen-

über, der in den Angehörigen der unteren Stände berechnete Ansprüche erweckt, die er teilweise befriedigt, aber nur bis zu dem Punkt, wo neue Forderungen entstehen, die er nicht mehr erfüllen kann. Für die Gesellschaft mag das unbequem sein, für den Schriftsteller ist es beglückend . . . Im Gegensatz dazu sind die jungen Leute von San Francisco im großen ganzen nichts als ein Reflex der Zustände in einer Massengesellschaft. Sie leiden an einer psychischen und sozialen Verwirrung, und darin liegt ihre Rechtfertigung – vieles im amerikanischen Leben muß verwirren. Aber sie haben keine klare Vorstellung, wie oder warum sie bedrängt sind, und einige von ihnen scheinen prinzipiell gegen jede klare Vorstellung zu sein . . . Diese Schriftsteller illustrieren meiner Meinung nach die schwierige aber nicht hoffnungslose Position der Rebellion in einer Massengesellschaft: sie sind auf der anderen Seite der amerikanischen Leere. In ihrer Verachtung für den Geist sind sie auf derselben Seite wie der amerikanische Mittelstand, den sie zu verachten glauben.“

Wer diese jüngste literarische Generation Amerikas noch nicht kennt und von ihr selber hören will, wie sie zu dem geworden ist, was sie ist oder gern sein möchte, der lese im Augustheft von „*Encounter*“ Jack Kerouacs „*Beatific. On the Origins of a Generation*“; hier findet er auf fünf Seiten die charakteristische Stimme dieser mit Hingabe verrückten, naiven und verwirrten Apostel.

Eine weitere instruktive Ergänzung zu Howes Gedanken ist der Aufsatz von Norman Podhoretz, „*Norman Mailer. The embattled Vision*“ („*Partisan Review*“, Sommer 1959). Nach seinem starken Kriegsroman „*The Naked and the Dead*“ hat Mailer mit zwei realistisch-allegorischen Interpretationen Amerikas Mißerfolge bei der Kritik gehabt, wobei aber doch, wie Podhoretz überzeugend zeigt, diese Werke Produkte einer großen, eigenwilligen Begabung sind. – James Jones, der wie Mailer

durch einen großen Kriegs-, oder besser Militärroman („*From Here to Eternity*“) berühmt geworden ist und auch sonst Mailer in mancher Hinsicht ähnelt, ist diesmal Interview-Partner von „*Paris Review*“ (Nr. 20, Herbst-Winter 1958/59), der 23. in ihrer Reihe „*The Art of Fiction*“. Dieser „*tough young man*“ und frühere Berufssoldat lebt jetzt in Paris und sucht dort auf seine Weise die Spuren des jungen Hemingway. Nach dem monumentalen Mißerfolg seines zweiten umfangreichen Romans „*Some came running*“ (1958), den er mutig als sein bestes Werk ansieht, schreibt er jetzt an einem Roman über den Zigeuner-Gitaristen Django Reinhardt, in dem auch die Leute des Jazz und die heutigen Amerikaner in Paris eine Rolle spielen sollen. Reinhardt und die Musiker des Jazz interessieren Jones, weil sie außerhalb und gegen die Gesellschaft stehen, oder doch zumindestens am Rande, sie sind ja auch die Helden der „*beat generation*“, von denen sich Jones jedoch nach Temperament und Generation sehr entschieden abhebt. Über die „*Kunst des Romans*“ als solche enthält dieses Interview nicht viel, aber es sagt wiederum etwas zu dem Thema „*Fiction of the Fifties*“ und zu dem Problem Schriftsteller und Massengesellschaft, schließlich auch Interessantes zu dem spezifisch amerikanischen Phänomen eines ursprünglichen und drallen Erzähltalents ohne Bildung, das sich die künstlerischen Prinzipien seines Schaffens mühsam und erst nachträglich erringen muß. – Vergessen wir aber nicht, daß auch die umgekehrte, die eigentlich europäische Problematik in der amerikanischen Literatur durch Henry James vertreten ist: der Schriftsteller, dessen Werk das Ergebnis eines überwachen künstlerischen Bewußtseins ist. Henry James ist Gegenstand einer scharf pointierten Pro-und-Contra-Diskussion zwischen dem Amerikaner Edward Dahlberg (contra) und dem mild verteidigenden Sir Herbert Read in „*A Literary Correspondence*“ („*Sewanee Review*“, Sommer 1959).

Zum Schluß der amerikanischen Übersicht schließlich – als Eingeständnis, daß sich doch nicht alles um den Roman dreht – sei noch eine kritische Stellungnahme zu Tennessee Williams neuestem, in Berlin gerade für Deutschland uraufgeführtem Drama „Sweet Bird of Youth“ erwähnt: „Williams Nebulous Nightmare“ (in „Hudson Review“, Sommer 1959).

In der englischen Zeitschrift „Encounter“ beschäftigt man sich im Juli, August, September mit allem möglichen, nur nicht mit dem Roman. Der Roman, der in England trotz aller modernen Revolutionäre immer noch in erster Linie unterhalten soll, ist dem Engländer weniger problematisch und symptomatisch als dem Amerikaner. „Encounter“ hat sich im Juliheft allerdings einen bekannten Romantitel ausgeliehen:

„Anglo-Saxon Attitudes“; aber man untersucht unter diesem Aspekt bezeichnender-

weise politisch-wirtschaftliche Probleme, wie den weißen (englischen) Herrschaftsanspruch über farbige Völker, den Anti-Amerikanismus und die englische Haltung zur europäischen Wirtschaftsintegration. Selbstkritik und zeitkritische Untersuchungen sind das Anliegen dieser Hefte; im Juli nimmt sich Malcolm Muggeridge die Persönlichkeit von Lord Northcliffe vor; im Augustheft untersucht Henry Fairlie die Politik des BBC, und der Historiker A. J. P. Taylor schreibt eine witzige Philippika gegen den 50-Jahr-Bann der europäischen Archive („Keeping it dark“); im September wird die Position der englischen Linken zwischen Fortschritt und Beharrung analysiert. Eigentlich nur ein einziger Beitrag aus den höheren Bezirken des reinen Geistes in diesen drei Heften: Erich Hellers Aufsatz über den Philosophen Ludwig Wittgenstein. U. B.

NOTIZEN

PETER STUTZKE ist 1938 in Berlin geboren und studiert hier Germanistik und Geschichte.

ERNST MICHEL, 1889 geboren, lehrt als Honorarprofessor an der Universität Frankfurt a. Main. Von seinen letzten Veröffentlichungen nennen wir: „Ehe. Eine Anthropologie der Geschlechtsgemeinschaft“ (Stuttgart 1948), „Rettung und Erneuerung des personalen Lebens“ (Frankfurt 1951) und „Gläubige Existenz“ (Heidelberg 1952). Der in diesem Heft abgedruckte Text ist dem demnächst im Verlag Ernst Klett erscheinenden Buch „Der Prozeß ‚Gesellschaft contra Person‘“ entnommen.

Im Zusammenhang mit dem Aufsatz von WALTER HEIST weisen wir darauf hin, daß die Tagebuch-Trilogie Léon Bloy – „Der undankbare Bettler“, „Die heilsame Verfolgung“ und „Vier Jahre Gefangenschaft“ –

im Verlag Glock & Lutz, Nürnberg, erschienen ist.

JOACHIM H. KNOLL, 1932 geboren, lebt in Obristfeld, Kr. Lichtenfels; er hat das Buch „Die Führungsauslese in Liberalismus und Demokratie“ veröffentlicht.

HILDE SPIEL, 1911 in Wien geboren, lebt als freie Schriftstellerin in London.

Es ist nachzutragen, daß das im vorigen Heft von unserem Mitarbeiter Hans Schwab-Felisch ausführlich gewürdigte Buch „Die Grenzen des Wunders“ von William S. Schlamm im Europa Verlag, Frankfurt a. Main, erschienen ist.

BEILAGENHINWEIS: Diesem Heft liegen Prospekte folgender Verlage bei: Deutsche Verlagsanstalt, Verlag Langen-Müller, Walter-Verlag, Knorr & Hirth Verlag GmbH und Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn.



Herbstneuerscheinungen 1959 im Ernst Klett Verlag

ERNST JÜNGER

An der Zeitmauer

1959. 314 Seiten. Leinen 19,50 DM – Das neue Buch Jüngers erscheint dem Kenner seines Werkes als der Ziel- und Höhepunkt alles dessen, was der Autor in den zurückliegenden siebenundzwanzig Jahren, d. h. seit dem Erscheinen des „Arbeiters“, zur Deutung der Zeiten und Zeichen geschrieben hat. Hier erhebt sich der ebenso analysierende wie erahnende Geist in eine Distanz, aus der eine überwältigende Entdeckung möglich wird: nämlich des Zusammenhangs zwischen weltrevolutionären und erdrevolutionären Entwicklungen und der Notwendigkeit einer neuen Zeiteinteilung. – „*An der Zeitmauer* befindet sich der Mensch (und das heißt eindeutig, die Menschheit) als an einem Punkt, an dem Entscheidendes, Unvergleichbares und Unwiderrufliches mit ihm geschieht, etwas, zu dem keine Analogie ausreicht und für das erst Namen und Sprache gefunden werden müssen . . . das ist der Ort, an dem die alten Namen ihren Sinn verlieren und die neuen Namen noch nicht gesättigt von Erfahrungsinhalten sind.“ *Helmut Heißenbüttel in „Deutsche Zeitung“*

GERHARD NEBEL

Homer

1959. 355 Seiten. Leinen 22,50 DM – Auch in Homer sucht Nebel die Wurzeln des Gegenwärtigen: Bereits in der Ilias liegt eine „Voroffenbarung“ des Christlichen; stellt sie doch in der Gestalt Achills das Menschliche über die Götter, die schon Homer als bloße Naturpotenzen, als „Skaven der Moira“ durchschaut, wie es 50 Jahre später Deutero-Homer in der „Odyssee“ noch unverblümt enthüllt. In diesem „Vierten Gang einer mythischen Poetik“ findet man Nebels profiliertere Darstellung des Heidnischen, das im Epos in reinerer Form erhalten ist als etwa in der Tragödie. „Der ganze griechische Ursprung ist lebendig gegenwärtig . . . eine in lebenslangem ununterbrochenen Ringen der vorchristlichen Welt abgewonnene Summe christlicher Weisheit, wie sie in dieser stofflichen Breite, sprachlichen Dichte, leidenschaftlichen Liebe zur einen Wahrheit Gottes, vielfältigen Schönheit der Welt und unaufgebbaren Freiheit des Menschen in der Literatur unserer Tage nicht ihresgleichen hat.“ *Heinrich Gremmels*

Dichter

Autoren der Gegenwart

Texte von Günther Steinbrinker

24 Seiten Text, dazu 96 schwarzweiße Kunstdrucktafeln

mit 178 Porträtaufnahmen. Großformat

Zweifarbiger cellophanierter Einband

mit leinenverstärktem Rücken 9.80 DM

DIE ZEIT

am 5. Dezember 1958:

Ein Bilderband: Fotografien der Dichter und Schriftsteller zweier Kontinente, deren Namen in diesem Jahrhundert obenauf kamen. Er ist so wichtig wie ein Literaturlexikon mit seinen biographischen und Werkangaben. Spengler hat vom begabten Menschen den „physiognomischen Takt“ erwartet, also die Fähigkeit, alles Geformte, sei es Natur, Kunst oder Geschichte, zu lesen und als Seele zu verstehen: hier kann man diesen Takt beim Anblick des Menschengesichtes üben, welches ein Dichter der Welt zuwendet. Der Band enthält 178 Bilder. Wir begegnen: Anouilh, Auden, Benn, Brecht, Camus, Cocteau, Dos Passos, Fadejew, Faulkner, Frisch, Dürrenmatt, Giraudoux, Hartlaub, Hughes, Huxley, Jimenez, Joyce, Kafka, Kolb, Lagerkvist, Lehmann, Lichnowsky – Perse, Pound, Silone, Ungaretti, Waugh, Yeats und so weiter. Das Antlitz, das Angesicht, das Gesicht, die Visage sind in dem Bande vertreten, mit den Eingrabungen des Geistes, der Leidenschaften, der Ruhe vor beidem.

Günther Steinbrinker hat kleine, schlagend kennzeichnende Texte den wirkungsvoll montierten Seiten, die gelegentlich beziffert sind, beigegeben und ein Gewirr von schwer zu deutenden Hinweisfeilchen, die das Identifizieren in den Rang des Zeitvertreibs erheben.

Aber im ganzen ist das Buch eine Leistung, die nichts Ähnliches neben sich, höchstens unter sich hat.

Max Rychner

Sigbert Mohn Verlag

**... in 85
Ländern
gelesen!**

WER SCHREIBT DIE ZEIT? Eine erstklassige Zeitung verlangt eine erstklassige Redaktion. Den Lesern der ZEIT sind Chefredakteur Müller-Marein, Marion Gräfin Dönhoff (verantwortlich für Politik), Dr. Jacques Stohler (Wirtschaft), Dr. Rudolf Walter Leonhardt (Feuilleton) und Eka Gräfin Merveldt (Allgemeines, Bilder) bekannt. Was eine Zeitung taugt, können Sie an ihren „gelegentlichen“ Mitarbeitern erkennen. Wer schrieb in der ZEIT zum 80. Geburtstag Dr. Adenauers? Sein Freund Dr. Robert Pferdmenges. Wer schrieb über Machiavelli? Dr. Carlo Schmid. Wer schrieb das Bedeutendste zur atomaren Bewaffnung Deutschlands? Professor C. F. von Weizsäcker. Wer schrieb über das Londoner Schuldenabkommen? Deutschlands großer Bankier, Hermann J. Abs. Über Ulbricht schrieb sein Widersacher Herbert Wehner. Also Zeugnisse aus erster Hand. Sie dienen dem Leser und verbürgen den Wert der ZEIT.

DIE ZEIT

DIE ZEIT wird gedruckt in Hamburg, Buenos Aires, Johannesburg und Toronto.

Bitte fordern Sie unverbindlich den neuen Gutschein für eine kostenlose Leseprobe an

DIE ZEIT · HAMBURG 1 · PRESSEHAUS

PRIX GONCOURT 1958

Die Unterhändler

von Francis Walder

Roman · Deutsch von Dr. Eva Rechel-Mertens · 176 Seiten · Drei Farbtafeln nach Meisterwerken moderner Malerei · Ganzleinen · Fünffarbiger, glasierter Schutzumschlag · 5,80 DM

In einem fingierten Tagebuch schildert das Buch Verhandlungen politischer Art zur Zeit jenes Friedensvertrages von Saint-Germain (1570), als Karl IX. seinen Scheinfrieden mit den Hugenotten zum Abschluß brachte.

»Daß hier mehr gegeben wird als eine ausgefallene Delikatesse für literarische Feinschmecker, wird dem Leser bald bewußt. Die minuziöse Darstellung des diplomatischen Geplänkels mit seinen Attacken, Schmeicheleien, Heucheleien, Berechnungen, Unterwanderungen und Willensunterjochungen wird transparent und läßt unser aller tägliches Leben mit seinen gemeinen Machenschaften, Quertreibereien und Rankünen erscheinen . . . Ein Buch, geschrieben in meisterlich klaren Worten gegen das blinde Vertrauen zum Wort.«

Stuttgarter Zeitung

»Der Autor, der von sich sagt, er habe sich bei der Niederschrift des Romans amüsiert – von der Berechtigung dieses Vergnügens kann man sich überzeugen –, hat die Askesebestimmungen der experimentellen Literatur durch die Anmut seiner Prosa zum Erliegen gebracht . . . Der Roman ist vor allem in der Erfahrung, die er ausspricht, modern. Vom ästhetischen Standpunkt ist es eine elegante Lösung, in der historischen Umschreibung Grundsätzliches über eine ideologische Auseinandersetzung zu sagen.« *Deutsche Zeitung*

Zu beziehen durch Ihre Buchhandlung. Prospekte verlangen Sie bitte direkt vom

VERLAG ANDREAS ZETTNER
Würzburg

Alice Ekert-Rotholz

Strafende Sonne - lockender Mond

Roman. 512 Seiten. Ganzleinen 15,80 DM

Rudolf Hagelstange

Spielball der Götter

Aufzeichnungen eines trojanischen Prinzen. Roman. 344 Seiten.
Ganzleinen 15,80 DM. Ausgezeichnet mit dem Julius Campe-Preis

Gustav Hillard

Kaisers Geburtstag

Berliner Roman. 268 Seiten. Ganzleinen 14,80 DM

Storm Jameson

Die Affäre Hudson

Roman. Aus dem Englischen. 320 Seiten. Ganzleinen 15,80 DM

Siegfried Lenz

Brot und Spiele

Roman. 284 Seiten. Ganzleinen 13,80 DM

Rex Warner

Die tugendhafte Republik

Caesars Jugenderinnerungen. Aus dem Englischen. 368 Seiten.
Ganzleinen 16,80 DM



HOFFMANN UND CAMPE VERLAG HAMBURG

NEUE BÜCHER
IM HERBST 1959



HANS BENDER

Wunschkost

Roman. 160 Seiten, Leinen 9,80 DM, brosch. 4,90 DM

IVO ANDRIC

Die Brücke über die Drina

Roman. Aus dem Serbischen von Ernst E. Jonas. 444 Seiten, Leinen 16,80 DM, brosch. 8,40 DM

JORGE LUIS BORGES

Labyrinth

Erzählungen. Aus dem Spanischen von K. A. Horst u. a. Ca. 300 Seiten, Leinen 16,80 DM, brosch. 8,40 DM

HORST BIENEK

Nachtstücke

88 Seiten, Leinen 6,80 DM, brosch. 3,40 DM

GÜNTER BRUNO FUCHS

Polizeistunde

Erzählung. 66 Seiten, Pp. 4,80 DM. Reihe: Junge Autoren

EUGEN ROTH

Neue Rezepte vom Wunderdoktor

Heitere Verse. 96 Seiten, Leinen 4,80 DM, kart. 3,60 DM

DIE GOLDENE TRUHE

Chinesische Novellen aus zwei Jahrtausenden. Herausgegeben von Wolfgang Bauer und Herbert Franke. 443 Seiten mit 76 Wiedergaben chinesischer Holzschnitte. Leinenband in Kassette 26,- DM

KRANICH AM MEER

Koreanische Gedichte. Herausgegeben von Peter H. Lee. 130 Seiten mit 6 Bildern auf Japanpapier, Leinen 12,80 DM

ERASMUS JONAS

Im Dickicht verborgen

Gedichte. 46 Seiten, Pp. 4,80 DM. Reihe: Junge Autoren

FRIEDRICH SCHILLER

Sämtliche Werke

Auf Grund der Originaldrucke herausgegeben von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert in Verbindung mit Herbert Stubenrauch. Fünf Dünndruckbände mit 5643 Seiten. Einzelband in Leinen 29,- DM, in Leder 44,- DM. Preis der gesamten Ausgabe in Leinen 130,- DM, in Leder 200,- DM

JEAN PAUL

Werke in fünf Bänden

Im Herbst erscheint zuerst Band II: Siebenkäs – Flegeljahre. Herausgegeben von Gustav Lohmann. Subskriptionspreis bei Abnahme der gesamten Ausgabe: Leinen 24,- DM, Leder 39,- DM. Einzeln: Leinen 27,- DM, Leder 42,- DM. 1963 wird die Ausgabe abgeschlossen sein.

Bitte fordern Sie unsere Prospekte an

CARL HANSER MÜNCHEN 27

SCHÜNEMANN LEITFÄDEN

*Die persönlich profilierten
Sach- und Gebrauchsbücher*

Mit den Schünemann Leitfäden wurde ein neuer Typus der Sach- und Gebrauchsbücher geschaffen. Diese neue Leitfadenreihe soll ein Orientierungsmittel über die zeitgenössische Situation in den wichtigsten Wissenschafts- und Kunstgebieten sein.

Es liegen vor:

SIEGFRIED MELCHINGER

Drama zwischen Shaw und Brecht

Ein Leitfaden durch das zeitgenössische Schauspiel mit enzyklopädischer Übersicht, Schlagwortverzeichnis, Autorenregister, Dokumentenanhang und einer Zeittafel. 3. erweiterte Auflage, 360 Seiten, Leinen, DM 14,80

„Das ist nun wirklich einmal ein hilfreiches Theaterbuch!... Ein Gebrauchsbuch für Fachleute und Laien, ein Hilfskompendium eines Liebhabers für die Liebhaber der Szene. Ähnlich Gutes und Zuverlässiges hatten wir bisher nicht.“ *Friedrich Luft in „Die Welt“*

EBERHARD SCHULZ

Zwischen Glashaus und Wohnfabrik

Ein Leitfaden durch die zeitgenössische Baukunst mit enzyklopädischer Übersicht, Schlagwortverzeichnis, Zeitdokumenten, Architektenregister und 28 Abbildungen, 256 Seiten, Leinen, DM 13,80

JOSEF HAUSEN

Sterne, Gene und Mesonen

Ein Leitfaden durch die zeitgenössische Naturforschung mit enzyklopädischer Übersicht, Stichwortverzeichnis, Dokumententeil und biographischem Anhang, 316 Seiten, Leinen, DM 14,80

WOLFGANG WIESER

Gewebe des Lebens

Ein Leitfaden durch die zeitgenössische Biologie mit enzyklopädischer Übersicht, Schlagwortverzeichnis, Zeittafel, Dokumenten und 12 Abbildungen, 248 Seiten, Leinen, DM 13,80

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Einen ausführlichen Sonderprospekt lassen Sie sich bitte von Ihrem Buchhändler geben oder von uns zusenden.

CARL SCHÜNEMANN VERLAG BREMEN

DAS KUNSTWERK

eine Zeitschrift über alle Gebiete der bildenden Kunst stellt Ihnen das Weltphänomen der modernen Kunst vor, ohne die Tradition zu vernachlässigen

DAS KUNSTWERK

vermittelt Ihnen den dokumentarischen Überblick über alle deutschen und internationalen künstlerischen Bestrebungen und Veranstaltungen

DAS KUNSTWERK

berichtet sachlich und interessant über das Neueste und das Älteste in der Kunst

DAS KUNSTWERK

nimmt in Aufsätzen namhafter Experten Stellung zu Problemen, die den Kunstliebhaber, den Sammler und jeden bewegen, der an den wesentlichen Tendenzen der Zeit interessiert ist

DAS KUNSTWERK

ist hervorragend ausgestattet. Es umfaßt 48 bis 60 Seiten, davon die Hälfte Reproduktionen und jeweils zwei Farbwiedergaben

DAS KUNSTWERK

erscheint monatlich im 13. Jahrgang und kostet 3,60 DM je Heft. Vierteljahresabonnement 10,— DM. Probeheft 3,— DM

DAS KUNSTWERK

ist, wie der Hessische Rundfunk sagt, „eine Zeitschrift, die es versteht, selber Kunstwerk zu sein“. Wenn Sie Freude an schönen Dingen haben, orientiert sein und mitsprechen wollen, lesen Sie

DAS KUNSTWERK

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder durch

AGIS-VERLAG

BADEN-BADEN . Postfach 7

GÜNTER PASSAVANT

Neuerscheinung Herbst 1959

Andrea del Verrocchio als Maler

BONNER BEITRÄGE ZUR KUNSTWISSENSCHAFT, BAND VI

248 Seiten Text, 80 Seiten Kunstdruck mit 150 Abbildungen. Leineneinband 40,- DM

Über den *Bildhauer* Verrocchio ist in den vergangenen Jahrzehnten viel geschrieben worden; seine Florentiner Hauptwerke, der Delphin-Putto auf dem Palazzo-Vecchio-Brunnen, der Bronzedavid, die Christus-Thomas-Gruppe an OrSan Michele, oder auch das Colleoni-Reiterdenkmal in Venedig sind allgemein bekannt. Seine Bedeutung als *Maler* trat im Laufe der Zeit immer mehr zurück; sie wird heute fast einzig in der Tatsache gesehen, daß Verrocchio im letzten Drittel des 15. Jahrhunderts in Florenz eine große Werkstatt leitete, in der sich neben anderen Leonardo da Vinci, Pietro Perugino und Lorenzo di Credi in der Malerei ausbildeten.

Die vorliegende Veröffentlichung hat sich zum Ziel gesetzt, das erhaltene Oeuvre des Malers Verrocchio zusammenzustellen und in einer eingehenden Analyse der Gemälde die Bedeutung des Künstlers innerhalb der Entwicklung der Florentiner Malerei aufzuzeigen. Sie versucht damit zugleich die tieferen Ursachen zu ergründen für den nachhaltigen Einfluß Verrocchios, nicht nur auf die Kunst seiner berühmten Schüler, sondern auch auf die Frühzeit anderer Florentiner Künstler, unter denen Botticelli, Ghirlandaio und Raffael an erster Stelle zu nennen sind.

Der Bildteil mit 150 meist ganz- oder halbseitigen Abbildungen zeigt allein über vierzig Ausschnitte aus den Bildern des Meisters. Ein großer Teil der Detailaufnahmen wird zum erstenmal publiziert.

ERSCHIENEN IM L. SCHWANN VERLAG DÜSSELDORF

Ein Licht scheint in die Finsternis

Ein Weihnachtsbuch. Herausgegeben von Rudolf Hagelstange. Mit 31 Zeichnungen von Albrecht Appelhaus. Leinen 10,80 DM

Dieser sorgsam ausgestattete Band enthält 17 weihnachtliche Erzählungen aus der Weltliteratur, die dreierlei auszeichnet: ein völkerverbindender Aspekt, literarische Qualität und der Schritt vom Erkennen zum Handeln, die Gestaltwerdung der christlichen Liebesidee. Der Leser vernimmt nicht nur die frohe Botschaft, er sieht auch, wie die Botschaft den Menschen verändern kann. 31 Zeichnungen von Albrecht Appelhaus unterstreichen den Text auf glückliche Weise.

Die Bücherkommentare, Stuttgart



GÜTERSLOHER VERLAGSHAUS GERD MOHN

Neue Bücher Herbst 59

Paul Bowles – Das Haus der Spinne

Ein marokkanischer Roman. Übersetzt aus dem Amerikanischen von F. R. Wendhausen.
368 Seiten, Leinen DM 16.80

Albert Camus – Literarische Essays

Licht und Schatten, Hochzeit des Lichts, Heimkehr nach Tipasa.
Übersetzt aus dem Französischen von Guido G. Meister, Peter Gan und Monique Lang.
192 Seiten, Leinen DM 12.80

Jack Kerouac – Unterwegs – On the Road

Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Amerikanischen. 304 Seiten, kartoniert DM 12.80

Lawrence Durrell – Balthazar

Roman. Übersetzt aus dem Englischen von Gerda v. Uslar und Maria Carlsson.
6.–11. Tausend, 268 Seiten, Leinen DM 15.80

Morus – Eine Weltgeschichte des Herzens

Erotik – Physiologie – Psychologie – Symbolik – Chirurgie.
296 Seiten mit 84 Abbildungen im Text und auf 24 Tafeln, Leinen DM 19.80

**Vladimir
Nabokov**



448 Seiten
Leinen DM 20,-

Raymond Peynet – Das Rendezvous der Liebe

54 Zeichnungen auf 112 Seiten, Halbleinen mit vielfarbigem Überzug DM 8.50

Bertrand Poirot-Delpech – Der große Tunichtgut

Roman. Aus dem Französischen von Heinz von Sauter. 156 Seiten, Leinen DM 10.80

Peter Rühmkorf – Irdisches Vergnügen in g

50 Gedichte. 68 Seiten, kartoniert DM 8.50

Richard Scheringer – Das große Los

Unter Soldaten, Bauern und Rebellen. Mit einem Vorwort von Ernst von Salomon.
516 Seiten, Leinen DM 16.80

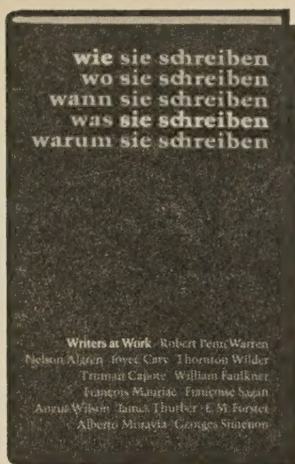
Dietmar Schmidt – Martin Niemöller

256 Seiten, Pappband DM 10.80

Italo Svevo – Zeno Cosini

Roman. Übersetzt aus dem Italienischen von Piero Rismondo. 472 Seiten, Leinen DM 19.80

Rowohlt



wie sie schreiben

Writers at Work. 16 Gespräche mit Autoren der Gegenwart. Herausgegeben und mit einer Einführung versehen von Malcolm Cowley. Übersetzt von Wilhelm Borgers und Günther Steinbrinker. 360 Seiten. Leinen 17,80 DM

Gleich im ersten Satz seines einleitenden Essays trifft Malcolm Cowley, ein amerikanischer Kritiker von internationalem Rang, die Feststellung: »Von allen Interviews englischer Sprache, in deren Mittelpunkt zeitgenössische Schriftsteller stehen, sind die 16 Arbeiten dieses Bandes die besten, die mir je zu Gesicht gekommen sind«. Und wer etwa aus dem »Monat« die Interviews mit Simenon und Wilder, oder wer aus dem »Spiegel« Auszüge des Faulkner-Interviews kennt, der wird Cowleys Superlativ nicht für eine Übertreibung halten. Es dürfte ziemlich schwerfallen, ein Buch über die moderne Literatur ausfindig zu machen – so lebendig, so instruierend und mit so vielen Überraschungen aufwartend wie dieses.

Kein Geringerer als Edward Morgan Forster hat den allen Interviews zugrundeliegenden »Fragebogen« entworfen. Und es lag nicht zuletzt an Forsters Referenz, wenn sich so bedeutende und »unzugängliche« Autoren wie William Faulkner, Truman Capote, Angus Wilson, François Mauriac, Alberto Moravia, Nelson Algren oder Robert Penn Warren bereit fanden, detaillierte Aussagen über den schöpferischen Prozeß oder über Fug und Unfug der Kritik zu machen und intimste Werkstattgeheimnisse preiszugeben.

In Ihrer Buchhandlung

Sigbert Mohn Verlag

Georges Bernanos
Heinrich Böll

Literatur · Film
Theater · Kunst

Jean Daniélou
Diego Fabbrì

Eugen Gerstenmaier

Graham Greene

Friedrich Heer

Günter Jacob

Pedro Lain Entralgo

Gabriel Marcel

Dokumente

François Mauriac

Jean Monnet

Philosophie
Theologie

Anders Nygren

Carlo Schmid

Robert Schuman

Paul-Henri Spaak

Wirtschaft
Gesellschaft

Zeitschrift für übernationale Zusammenarbeit

Geschichte
Politik

15. Jahr · Zweimonatlich im Umfang von 80 bis
100 Seiten · Jahresabonnement 12,00 DM · Ver-
langen Sie ein kostenloses Probeheft · Verlag
der Dokumente, Köln, Hohenstaufenring 11